

Das evangelische Magazin im Oldenburger Land



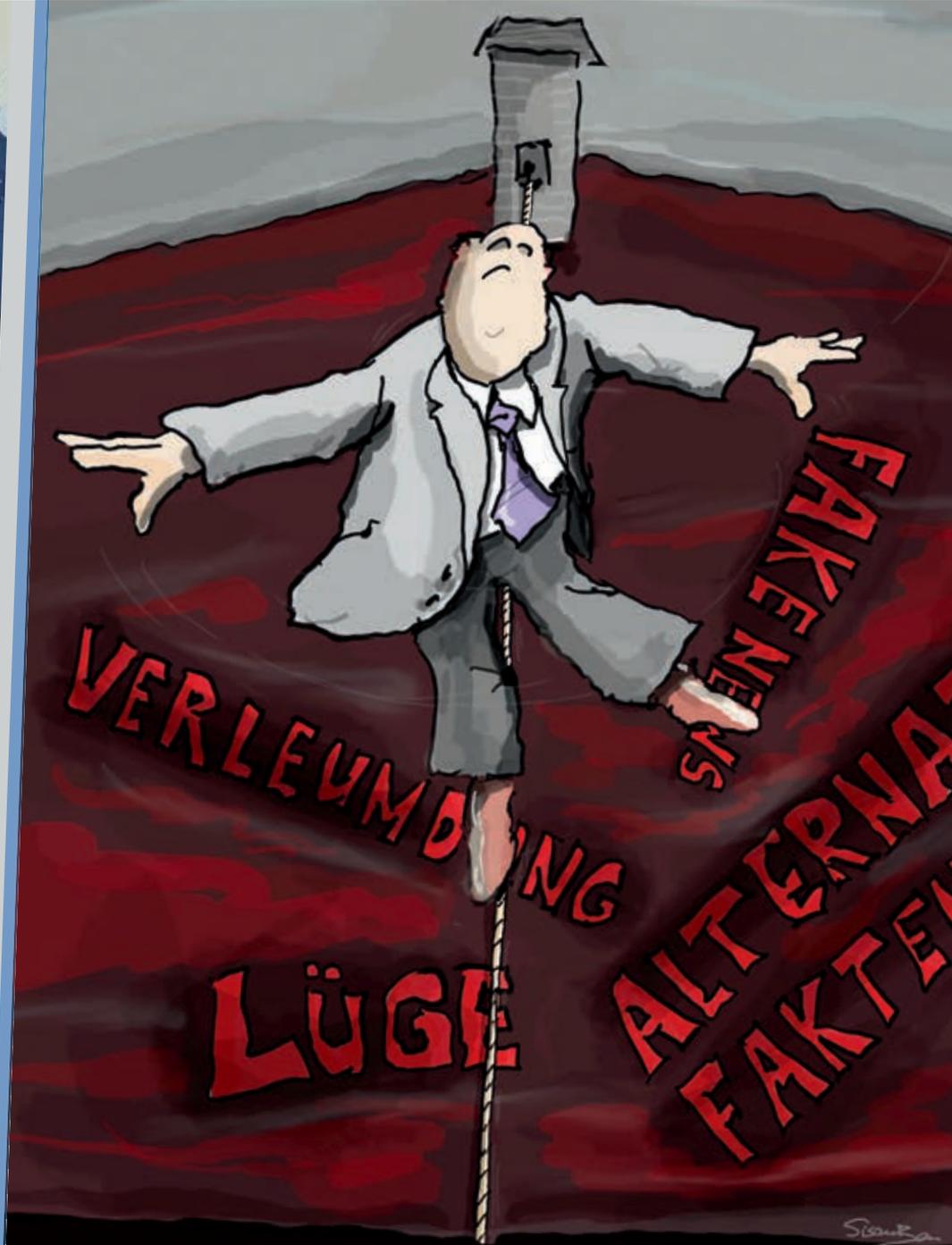
„Das sind Lügen“!

Wie erreicht man Glaubwürdigkeit? Über diese Frage diskutierten der Wirtschaftswissenschaftler Rudolf Hickel, Oberkirchenrätin Annette-Christine Lenk und der Chefredakteur der Nordwest-Zeitung Lars Reckermann.



„Was ist des Glaubens würdig?“

Pfarrerin Kathrin Oxen, Leiterin des Zentrums für evangelische Predigtkultur in Wittenberg, über die reformatorische Entdeckung „Allein aus Glauben“.



Zwischen Glaubwürdigkeit und Lüge

– was zur Orientierung helfen kann

Eine Umfrage unter Grundschulern

Hast du schon mal gelogen?

„Hast du schon mal deinen besten Freund / deine beste Freundin oder jemanden aus deiner Familie angelogen? Wann passiert so etwas?“ Diese Fragen stellten wir Schülerinnen und Schülern der 3. Klasse der Grundschule in Tettens



„Nein, das habe ich noch nie gemacht. Und ich würde auch nie einen meiner Freunde anlügen. Ich kann mir nichts vorstellen, wo ich mal einen Freund anlügen würde. Sonst hätte ich auch wohl bald keine Freunde mehr, denn die könnten sich dann ja gar nicht mehr auf das verlassen, was ich sage.“
Florian Gottschalk, 10 Jahre



„Meine Freunde würde ich nie anlügen. Bei Mama und Papa habe ich das aber schon öfter mal getan, aber nur, wenn es um nichts Wichtiges geht. Wenn ich mal ein Bonbon nehme, obwohl ich das nicht sollte, dann sage ich hinterher: Ich war es nicht. Das ist dann aber auch eine Notlüge, damit ich nicht so viel Ärger bekomme.“
Aljoscha Dörfel, 9 Jahre



„Meine besten Freunde würde ich auf gar keinen Fall anlügen. Und ich habe das auch noch nie gemacht. Abends vor dem Zubettgehen muss ich mir aber manchmal eine Notlüge zurechtlegen. Zähneputzen macht nämlich überhaupt keinen Spaß, meine Eltern wollen aber unbedingt, dass ich die Zähne putze. Dann sage ich einfach, ich bin schon fertig.“
Jelko Harms, 9 Jahre



„Ja, das ist schon passiert. Ich weiß gar nicht mehr genau, wann das war, da war ich auf jeden Fall noch kleiner. Meine Freundin hatte mich zuerst angelogen und dann habe ich einfach zurückgelogen. Ich wollte, dass sie merkt, wie das ist, wenn man belogen wird. Ich mag das Gefühl nicht. Man weiß dann gar nicht mehr, woran man ist.“
Chiara Janssen, 9 Jahre



„Nein, ich kann mir gar nicht vorstellen, jemanden anzulügen. Oder doch. Wenn ich mich zum Beispiel mit jemand anderem verabreden will und meine beste Freundin soll das nicht merken, weil sie sonst vielleicht eifersüchtig wäre oder sogar richtig traurig, obwohl sie dafür gar keinen Grund hätte, dann würde ich vielleicht lügen.“
Johanna Fürstenwerth, 8 Jahre



„Meine Freundin lüge ich nicht an, aber meine Mama ab und zu. Dann geht es meist um Schlickersachen, die ich nicht nehmen soll. Dann geht es mir dann doch was geholt habe, dann sage ich hinterher, dass ich das nicht war, um keinen Ärger zu bekommen. Manchmal klappt das dann auch, wenn aber nicht, dann gibt es doppelt Ärger.“
Leevke Dierks, 8 Jahre



„Das habe ich bisher noch nicht gemacht. Aber es könnte schon passieren. Wenn mein Freund zum Beispiel etwas Neues hat, das ihm gut gefällt, mir aber gar nicht, dann würde ich wohl trotzdem sagen, dass ich es schön finde, damit er sich nicht schlecht fühlt. Ich finde, dann darf man auch lügen.“
Ruven Siebert, 9 Jahre



„Nein, ich lüge nicht – höchstens mal bei meiner Mama, wenn ich was von der Schokolade genommen habe ohne zu fragen. Und dann habe ich auch schon mal gesagt, dass ich ein neues Shirt schön finde, was aber eigentlich gar nicht stimmte. Das gilt aber ja nicht, weil da lügt man ja nur, weil man einen nicht verletzen möchte.“
Bente Hinrichs, 9 Jahre



„Manchmal lüge ich, um das zu bekommen, was ich möchte. Im Kindergarten habe ich das oft beim Schaukeln gemacht, damit ich länger auf der Schaukel bleiben konnte. Und meine Mama habe ich mal wegen einer Schokolade angelogen. Das ist aber gleich aufgefliegen, seitdem mache ich das lieber nicht mehr.“
Johanna Reiche, 9 Jahre



„Ich lüge manchmal meine Schwester an, weil sie das auch immer macht. Meinen besten Freund würde ich aber nicht anlügen, außer, es wäre eine Notlüge. Aber im Moment kann ich mir noch gar nicht vorstellen, was passieren müsste, damit ich ihn mal anlüge. Ich finde es gut, wenn wir uns auf einander verlassen können.“
Tammo Slezak, 8 Jahre



„Bestimmt habe ich schon mal gelogen, aber ich kann mich gar nicht mehr erinnern, wen ich angelogen habe und warum das passiert ist. Bei meinem besten Freund Tammo würde das aber garantiert nicht passieren. Wir sagen uns immer die Wahrheit. Egal, was er sagt, ich weiß, dass es stimmt. Und das finde ich richtig gut.“
Max Belger, 8 Jahre



„Ich lüge meine kleinere Schwester manchmal an, weil sie sich so oft ärgert. Ich möchte dann gerne meine Ruhe haben und verspreche ihr irgendwas für später, wenn sie mich allein lässt. Meist halte ich es dann aber nicht ein. Aber insgesamt lüge ich nur ganz selten, nur wenn ich keinen anderen Weg weiß.“
Fenyä Wernecke, 9 Jahre



„Früher habe ich häufig gelogen. Bei Mama und Papa und auch bei meinen Freundinnen. Das mache ich aber jetzt nicht mehr. Ich habe gemerkt, dass ich mich dabei nicht gut fühle. Irgendwie fühlt sich das ganz komisch an. Darum lüge ich jetzt fast gar nicht mehr. Damit geht es mit viel besser.“
Stella Marie Kerausch, 9 Jahre



„Ja, das habe ich vor kurzem noch gemacht. Ich habe meinen Vater veräppelt und einfach gesagt, das Essen ist fertig. Dabei wollte ich nur, dass er von draußen reinkommt, weil mir langweilig war und ich gerne was mit ihm spielen wollte. Aber meinen besten Freund würde ich nie anlügen. Sonst geht die Freundschaft vielleicht kaputt.“
Frieso Jabben, 8 Jahre



„Wenn es um Spielzeit an der X-Box geht, dann sage ich manchmal nicht die Wahrheit, damit ich noch länger spielen kann. Bei meinem besten Freund ist es nur so ein Veräppeln. Da sage ich manchmal was, und dann gleich hinterher, wie es richtig ist. Das ist so eine Art Spiel zwischen uns und macht uns beiden Spaß.“
Fabian Schuhmacher, 9 Jahre



Wie erreicht man Glaubwürdigkeit? Über diese Frage diskutierten der Wirtschaftswissenschaftler Professor Rudolf Hickel, Oberkirchenrätin Annette-Christine Lenk und der Chefredakteur der Nordwest-Zeitung Lars Reckermann. **Mehr auf den Folgeseiten**

„Prüft alles, behaltet das Gute!“ (1 Thess 5,21) – Antworten der Ethik bei der Suche nach der Wahrheit in Zeiten der sogenannten „post-faktischen Gesellschaft“ beschreibt der Göttinger Professor Christian Polke. **Mehr auf den Seiten 10 und 11**



Auf der Goldwaage – wie Menschen damit umgehen, mit ihrem Urteil entscheidende Weichen im Leben anderer zu stellen, dazu haben wir einen Mediziner, einen Richter, eine Lehrerin und eine Pfarrerin befragt. **Mehr auf den Seiten 20 bis 22**

Editorial



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

die Begriffe „Fake News“, „alternative Fakten“ oder „postfaktische Gesellschaft“ prägen seit Monaten unsere Sprache und unser Denken. Wir sind erstaunt, dass Menschen Präsident eines Landes werden können, indem sie via Twitter Unsinn verbreiten. Aber wir sind auch zutiefst beunruhigt, wohin diese Entwicklung führen wird.

Im Internet werden Gerüchte, Vorurteile und handfeste Lügen weltweit verbreitet und es scheint, als schreie niemand dagegen ein. Dagegen werden selbst zutiefst seriöse Medien der Lüge bezichtigt und als „Lügenpresse“ diffamiert. Grundfesten unserer demokratischen Ordnung geraten ins Wanken.

Der Redaktionskreis von „horizont E“ hat daher das Themenfeld „Glaubwürdigkeit und Lüge“ aufgegriffen und Expertinnen und Experten um Orientierungshilfe gebeten. Dies reicht von der Empfehlung, mit Aufklärung gegen die derzeitige Hysterie anzugehen, über den Hinweis, dass zur Glaubwürdigkeit zwingend die Bereitschaft gehört, Fehler einzugestehen. Im Ergebnis steht der Appell, gemeinsam auf der Suche nach der Wahrheit zu bleiben und sich mit allem Nachdruck für eine offene und tolerante, aber auch wehrhafte und starke demokratische Gesellschaft einzusetzen – auch in sozialen Medien.

Im Namen des Redaktionsteams wünsche ich Ihnen eine spannende und herausfordernde Lektüre.

Ihr Dirk-Michael Grötzsich

Impressum



„horizont E“ ist das Magazin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg. Es erscheint viermal pro Jahr im Einzugsgebiet der oldenburgischen Kirche.

Herausgeber:
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg

Mitarbeit:
Holger Ahäuser, Stephan Bohlen, Anke Brockmeyer, Sven Evers, Olaf Grobleben, Dirk-Michael Grötzsich, Thorsten Haspelmath, Annette Kellin, Kerstin Kempermann, Hans-Werner Kögel, Wilfried Kürschner, Katrin Matuschek/Sarah Morcos/Friedrich Ebert Stiftung, Julia Neuschwander, Kathrin Oxen und Christian Polke.

Bildnachweise:
Anke Brockmeyer, GNU/Steffen Pröbldorf, Dirk-Michael Grötzsich, Uwe Haring, Thorsten Haspelmath, Jörg Hemmen, Annette Kellin, Kerstin Kempermann, Hans-Werner

Kögel, Pixelio, Jens Schulze sowie Privatfotos und public domains.

Titelgrafik: sisamben

Gestaltung: ah!design, Andrea Horn, Hannover

Anschrift:

„horizont E“

Philosophenweg 1

26121 Oldenburg,

presse@kirche-oldenburg.de

www.kirche-oldenburg.de

Druck:

Sachsendruck Plauen GmbH

Diese Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden.

Aus dem Inhalt

Im Gespräch	Seite 04
Was ist des Glaubens würdig?	Seite 07
Glaubst du das denn?	Seite 09
„Das sind doch keine Flüchtlinge!“	Seite 12
Wie reden wir glaubwürdig?	Seite 14
Entwicklung beginnt im Zuhören	Seite 15
Lügen Lügengeschichten?	Seite 16
Ehrliche Lügner	Seite 17
Eine Verabredung zur Lüge	Seite 18
Der falsche Hubertus	Seite 19

„Das sind Lügen!“

Wie sich Kirchen, Medien und Wissenschaft um Glaubwürdigkeit bemühen

Wie erreicht man Glaubwürdigkeit? Über diese Frage diskutierten Oberkirchenrätin Annette-Christine Lenk, der Wirtschaftswissenschaftler Professor Dr. Rudolf Hickel und der Chefredakteur der Nordwest-Zeitung Lars Reckermann in Zeiten von „alternativen Fakten“ und Fake-News. Dabei machte Reckermann gleich zu Beginn des lebhaft geführten Gespräches deutlich: „Ich halte nichts von den Begriffen Fake-News und alternative Fakten. Das sind einfach Lügen.“ Aufgabe der Zeitung sei es, solche Lügen zu entlarven. Das sei schon immer so gewesen.

Für Hickel gibt es allerdings Unterschiede bei den Lügen, mit denen es die Gesellschaft derzeit zu tun hat: Auf der einen Seite gebe es die gezielten Lügen

und auf der anderen gezielte Irrtümer, die verbreitet werden. Diese gezielten Irrtümer führten dazu, dass Wahrheit durch Fehlurteile überlagert werde. „Die Gesellschaft und die Politik sind maßgeblich schuld am Aufkommen dieses Populismus auf der Basis von Lügen. Das hängt damit zusammen, dass es Verlierer der Globalisierung gibt, die von den Scharlatanen instrumentalisiert werden. Ich appelliere an Kirchen und Medien und Wissenschaft, deutlich zu sagen, dass es in der Globalisierung eben nicht nur Gewinner, sondern auch Verlierer gibt.“ Die Medien hätten, so Hickel, etwa bei der Aufklärung über die Agenda 2010 Fehler gemacht. Die Prekarisierung der Arbeit (eine Zunahme von Arbeitsplätzen, deren Bezahlung nicht zur Existenzsicherung reicht, Anm. d. Red.) sei

abschbar gewesen. „Ich wünsche mir das Vertrauen, das, was schwierig ist, auch zu diskutieren.“ Nur so könne man der Vertrauenskrise begegnen, die derzeit Medien, Politik und Wissenschaft beschäftige.

Frage nach der Wahrheit ist gut protestantisch

Die Suche nach der Wahrheit sei eine gute protestantische Frage, ergänzte Oberkirchenrätin Lenk. Dabei gehe es neben Fakten auch immer um die persönliche Wahrnehmung der Welt. Das bestätigte Reckermann: „Wir müssen Fakten sammeln, um eine Wahrheit zu finden. Aber natürlich bekommt jeder Artikel in einer Zeitung durch den Redakteur eine subjektive Handschrift.“ Mit Blick auf die Politik sagte Reckermann, die Parteien könnten es schaffen, Vertrauen wieder-



Wirtschaftswissenschaftler Professor Rudolf Hickel, Oberkirchenrätin Annette-Christine Lenk und Chefredakteur Lars Reckermann im Gespräch.

herzustellen, wenn sie schwierige Themen auch innerhalb der Parteien offen diskutierten. Allerdings sei das selten der Fall: „Ich bin seit 1996 im Journalismus und habe es noch nie erlebt, dass nach einer Debatte die Meinung geändert wurde.“ Die Parteien wären allerdings gut beraten, mehr Transparenz herzustellen, meinte er.

Die derzeitigen Debatten seien stark emotionalisiert statt faktenbasiert, so Hickel. Dies erzeuge eine unglaubliche Hysterie. Gegen diese Hysterie helfe nur: „Aufklärung, Aufklärung, Aufklärung.“ Es sei gut, dass die Zeitungen dies machten. Allerdings würden die Hysterie und das Post-Faktische durch die sozialen Medien stark befördert. Lenk merkte dazu an, dass das Phänomen des Post-Faktischen nicht neu sei. Dies habe es auch in einer Zeit ohne soziale Medien gegeben. „Das gab es schon im Dritten Reich und es hat in eine Katastrophe geführt.“ Die Aufrichtigen seien damals nicht gehört worden.

Kritik aus allen Richtungen ist gut

Für die Zeitungen bedeute Social Media durchaus eine Veränderung zu früher, betonte Reckermann. „Wir müssen eine ganze Menge aushalten.“ Auch Hickel berichtete, dass er schon Shitstorms erlebt habe, vor allem, wenn er sich zum Rechtspopulismus geäußert habe. Nach Reckermanns Erfahrung kommen die Kommentare allerdings von allen Seiten. „Es gibt inzwischen so etwas wie einen ‚demokratischen Populismus‘“, formulierte er. Für ihn sei es ein gutes Zeichen, wenn Kritik aus allen Richtungen komme. „Dann machen wir es richtig.“

Zurück beim Thema Glaubwürdigkeit, betonte Hickel, dass die derzeitige Vertrauenskrise sich seiner Meinung nach durch zwei Faktoren speise. Erstens sei sie durch das politische System erzeugt, das die Realität ideologisiert habe. Zum anderen speise sie sich aus der wachsenden Irrationalität. „Darauf weiß ich allerdings auch keine Antwort“, gab er zu. Lenk ergänzte mit Blick auf die Verantwortung der Politik für die Vertrauenskrise: „Die Politik hat aber auch ein Volk. Die Ideologisierung haben wir zugelassen. Wo sind diejenigen, die aufgestanden sind?“ Als Kirchenvertreterin ergänzte sie selbstkritisch: „Als gesell-

schaftliche Größe haben wir zu lange geschwiegen.“ Der Veränderungsbedarf sei deshalb groß. Allerdings sei es auch immer schwierig, wenn Kirche sich zu gesellschaftlichen Fragen äußere, weil man dann sofort in politische Schubladen gesteckt werde. Auch Hickel zeigte sich mit Blick auf die Wissenschaft selbstkritisch: „Die Mehrheit der Wirtschaftswissenschaftler hat die Politik falsch beraten.“ Fragen nach der Rolle von Löhnen und des Sozialstaats würden in der Wissenschaft viel zu selten gestellt und oftmals falsch beantwortet. „Die soziale Spaltung kommt hier nur am Rande vor“, sagte er. Es sei aber wichtig, dass die Wissenschaft einen Beitrag zum Pluralismus leiste, dafür seien Diskussionen wichtig. „Es ist toll, dass die Kirchen mit Akademien wie in Tutzing und Loccum noch Orte haben, wo man richtig dialogisieren kann“, lobte er.

Es fehlt an Fehlerkultur

Nicht nur die offene Diskussion, sondern auch eine offene Fehlerkultur mahnte Reckermann als wichtigen Beitrag zur Glaubwürdigkeit an. „Fehler einzugehen, das bekommt leider keiner mehr hin“, konstatierte er gerade mit Blick auf die Politik. Auch Hickel und Lenk fanden im Gespräch kein wirkliches Beispiel für das Eingestehen eines Fehlers in der Politik. „Vielleicht war der Mindestlohn indirekt das Eingeständnis, dass die Agenda 2010 ein Fehler war“, ergänzte Hickel. Lenk nannte als Grund für die mangelnde Kultur der Selbstkritik, dass in unserer Leistungsgesellschaft derjenige als „Loser“ gelte, der Fehler eingestehe.

Was auch fehle, sei eine richtige Streitkultur. „Wir sind es nicht mehr gewohnt, uns zu streiten“, stellte Reckermann fest. Deshalb arbeite er in der Northwest-Zeitung gerne mit Pro und Contra. Allerdings werde auch das von den Lesern nicht immer so wahrgenommen. „Wir hatten ein Pro und Contra zur Wahl von Frank-Walter Steinmeier zum Bundespräsidenten. Und bekamen danach einen Leserbrief, warum wir wieder nur gegen Steinmeier schreiben würden.“ Dabei habe der befürwortende Text genau darüber gestanden. Grundsätzlich sei es ihm für die Zeitung wichtig, sich mit keiner Sache gemein zu machen. Distanz sei wichtig. Und in der heutigen Situation, wo jeder sich Informationen im Internet



Oberkirchenrätin Annette-Christine Lenk



Chefredakteur der Northwest-Zeitung
Lars Reckermann



Wirtschaftswissenschaftler
Professor Rudolf Hickel



beschaffen könne, sei es die wichtigste Aufgabe der Zeitungen, verstärkt Analysen und Einordnung zu bieten. Hickel ergänzte die Funktion der Dokumentation. „Was sagen Rechtspopulisten zu Themen wie Rentenpolitik und Marktwirtschaft? Das ist wichtig.“

In der Auseinandersetzung mit der AfD wünschten sich alle drei dabei mehr Unaufgeregtheit, damit es stärker um die Fakten gehe. „Das Gleiche gilt beim Brexit. Natürlich finde ich ihn falsch. Aber mir ist es wichtig zu verstehen, wie es dazu kommen konnte, dass Finanzierungsprobleme in kommunalen Bereichen des United Kingdom auf die EU projiziert wurden“, nennt Hickel ein weiteres Thema.



Dass es Populisten immer wieder gelinge, die Menschen am Rand der Gesellschaft mit Lügen für ihre Zwecke zu gewinnen, liege auch daran, dass diese zu Recht sagen können, sie und ihre Probleme würden oft nicht gesehen. Auch von der Kirche nicht. „Diese Menschen werden nicht gesehen, und sie sind nicht in der Kirche oder im Gemeindegemeinderat vertreten. Aber wir müssen diese Menschen suchen und ohne missionarischen Eifer zu ihnen gehen, um ihre Stimmen zu hören“, formulierte Lenk eine klare Forderung: „Wenn man die Schrift liest, findet man dort die Aufforderung, das zu tun.“ Auch Hickel sagte selbstkritisch: „In meiner Zunft werden Arbeitnehmer behandelt wie Waren.“ Wie wichtig es sei, ein Ohr an den Menschen zu haben, machte Reckermann mit einem Zitat eines Kollegen deutlich. Der habe gesagt: „Der Niedergang des Lokaljournalismus habe begonnen, als wir aufgehört haben zu saufen.“ Deshalb findet es Reckermann immer spannend, wenn Menschen ihn anrufen und von ihren Problemen erzählten.

Glaubwürdigkeits- und Akzeptanzkrise

Bei allen Gemeinsamkeiten in Sachen Glaubwürdigkeit wurde in der Diskussion auch deutlich: Es gibt einen Unterschied zwischen Medien und Wissenschaft auf der einen und Kirche auf der anderen Seite. Während erstere sich wirklich in einer Glaubwürdigkeitskrise befinden und sich mit Vorwürfen wie dem der Lügenpresse auseinandersetzen müssen, hat die

Kirche eher eine Akzeptanzkrise. „Ich erlebe gerade die evangelische Kirche als sehr um Glaubwürdigkeit bemüht“, betonte Hickel. „Da muss ich der Kirche wirklich ein Kompliment machen.“ Ihre Unvoreingenommenheit sei ein großes Plus und erlaube es der Kirche, Debatten über Themen wie Pflege und Prekariat zu führen – eben weil es ihr Auftrag sei. „Aber leider hören die Menschen euch nicht mehr zu“, sagte Hickel an Oberkirchenrätin Lenk gewandt. „Da kann man ein bisschen ratlos werden“, gestand diese ihm ein. „Und dabei haben wir im Moment eine unglaubliche Religionsdebatte“, ergänzte Reckermann mit Verweis auf die Beschwörung des christlichen Abendlandes. „Die reden von etwas, das sie gar nicht wissen“, konnte Lenk dazu nur sagen.

Für Hickel macht das alles aber deutlich: „Die Kirchen sind derzeit wichtiger denn je.“ Vor allem, wenn sie sich für Toleranz und gegen Abschottung einsetzen und für ihre christlichen Werte eintreten. „Wir müssen wissen, wovon wir reden, wenn wir von Werten reden“, ergänzte Lenk dazu. Diese Werte seien für sie unter anderem Gerechtigkeit und Wahrnehmung von Menschen am Rande der Gesellschaft. „Es geht nicht um den moralischen Kleinkram, sondern um das Große“, betonte sie.

Zum Abschluss des Gespräches verrieten die drei Diskutanten auch, was für sie ganz persönlich Glaubwürdigkeit ausmacht. „Für mich bedeutet Glaubwürdigkeit persönlich und beruflich, dass ich sage, was ich denke, und dass ich mich zu Wort melde“, machte Lenk den Anfang. Hickel näherte sich seinem Glaubwürdigkeitsbegriff über das Gegenteil, den positionslosen Opportunismus. Den erlebe er in seinem wissenschaftlichen Umfeld leider sehr oft. Reckermann sagte: „Glaubwürdigkeit ist zunächst einmal anstrengend. Sie beruht auf ständigem Hinterfragen. Zu Glaubwürdigkeit gehört für mich, Fehler zu zeigen. Das sind für mich die wichtigsten Begriffe für Glaubwürdigkeit.“ Da konnte auch Hickel zustimmen: „Die Fähigkeit, Fehler zu bekennen, ist für die Glaubwürdigkeit elementar.“

Das Gespräch wurde moderiert und zusammengefasst von Kerstin Kempermann.



Was ist des Glaubens würdig?

„Sola fide“ – „Allein aus Glauben“ heute

„Allein aus Glauben“ – über die reformatorische Entdeckung Martin Luthers ist schon viel nachgedacht und geschrieben worden. Wann genau sie stattgefunden hat, wissen wir nicht. Gelegentlich wird berichtet, Martin Luther habe seine neue Einsicht über das Wesen des Glaubens auf der Toilette gewonnen, die sich zu seiner Zeit im Turm des Schwarzen Klosters in Wittenberg befand. Es ist nicht ganz untypisch für kreative Menschen, dass ihre guten Ideen keine besondere Rücksicht darauf nehmen, wo sie sich gerade befinden. Doch die Art und Weise, wie Luther später in seinem Leben über seinen gedanklichen Durchbruch berichtet, legt nahe, dass es vor allem die Beschäftigung mit biblischen Texten war, die die Grundlage für die Entdeckung des „Allein aus Glauben“ bildeten. Als Bibelprofessor war es Luthers Aufgabe, die biblischen Texte zu kommentieren und für seine Studenten auszulegen. Aber auch ihm blieb das so oft aufgeschlagene Buch in einer Hinsicht lange Zeit verschlossen.

Erst die Lektüre des Römerbriefs, besonders ausgehend von den Stellen Röm 1,17 („Denn darin wird offenbart die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, welche kommt aus Glauben in Glauben“) und 3,28 („So halten wir nun dafür, dass der Mensch gerecht wird ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“) veränderte grundsätzlich etwas in Luthers Auffassung, was der Glaube sei: Gott fordert nichts von seinen Menschen, damit sie eine Beziehung zu ihm haben können. Er schenkt ihnen alles. Als würde er neu geboren, so habe er sich gefühlt, schrieb Luther später, als sei er durch geöffnete Tore ins Paradies eingetreten.

Innere Überzeugung

Deutlich wird daran, dass es bei Luthers reformatorischer Entdeckung nicht zuerst um ein intellektuelles Verstehen geht – das jahrelange Bibelstudium hatte ja bis zu diesem Zeitpunkt keine vergleichbaren Wirkungen gehabt. Nun aber war Luther überzeugt, dass sich diese Worte der Bibel auf sein Leben beziehen ließen, dass es um ihn und um sein Verhältnis zu Gott ginge. Die Ein-

sicht, dass Gott nichts fordert, sondern uns zuerst seine Liebe schenkt, war zunächst nur eine innere Überzeugung. Bald aber füllte sie Luther in einer Weise aus, die es nicht mehr zuließ, diese Einsicht und die daraus gewonnene innere Freiheit für sich zu behalten. Die Folgen dieser persönlichen Einsicht sind letztendlich die Reformation und die mit ihr verbundenen umstürzenden Veränderungen.

Glauben ist das Vertrauen, bedingungslos geliebt zu sein. Und mit einem solchen Glauben lässt sich das Leben anders leben. Obwohl die reformatorische Entdeckung Martin Luthers schon 500 Jahre zurückliegt, hat sie in dieser Interpretation nichts von ihrer Bedeutung verloren. Die Angst, nicht gut genug zu sein, so wie man ist, nicht liebenswürdig, nicht geliebt zu sein und nicht gesehen zu werden, kennt jeder Mensch. Die meisten Menschen haben sie einigermaßen in ihren Seelenhaushalt integriert.

Aber gerade in jüngster Zeit ist auch zu sehen, was passieren kann, wenn diese Angst in Menschen die Oberhand gewinnt. Diejenigen, die sich von populistischen Versprechungen und von der damit verbundenen Abwertung anderer, meistens schwächerer, Menschen angezogen fühlen, hängen auch einem Glauben an: Der festen Überzeugung, dass niemand sie sieht, hört und sich ihrer annimmt.

Guten Argumenten nicht zugänglich

Dass auch dies eine Art Glauben sein muss, zeigt sich daran, dass solche Überzeugungen guten Argumenten eben gerade nicht zugänglich sind. Die Mehrzahl der AfD-Anhänger beispielsweise ist nicht arm und abgehängt, sondern entstammt der Mittelschicht. Sie lässt sich auch nicht von dem Argument Einsicht überzeugen, dass gerade die Aufnahme der vielen Flüchtlinge wirtschaftlich durchaus Vorteile für Deutschland mit sich bringt. Es ist ihr Glaube daran, dass sie immer zu kurz zu kommen, der sie auf die Straße und an die Wahlen treibt.



Zur Person

Pfarrerin Kathrin Oxen, geb. 1972 in Neustadt in Holstein, studierte evangelische Theologie in Wuppertal und Berlin. Nach dem kirchlichen Vorbereitungsdienst in Bremen und Lüneburg war sie von 2004 bis Anfang 2012 Pfarrerin der ev.-reformierten Kirche in Mecklenburg-Bützow. Sie absolvierte von 2008 bis 2010 die „Meisterklasse Predigt“ des Ateliers Sprache e.V. in Braunschweig. Seit Februar 2012 leitet sie das Zentrum für evangelische Predigtkultur, eines der Reformzentren der EKD in der Lutherstadt Wittenberg. Für ihre Predigten wurde sie mehrfach ausgezeichnet, u. a. 2009 mit dem Ökumenischen Predigtpreis des Verlags für die deutsche Wirtschaft in der Kategorie „Beste Predigt“. Sie ist als Autorin und Herausgeberin für verschiedene Predigthilfen tätig, außerdem als Verfasserin von Rundfunkandachten im MDR und auf Deutschlandradio Kultur. 2015 hat sie eine Ausbildung zum Systemischen Coach abgeschlossen. Kathrin Oxen ist verheiratet und Mutter von vier Kindern.



Lutherdenkmal in Wittenberg



Römer 3 in Martin Luthers Septembertestament von 1522.

Im Versuch, den Glauben zu wecken, müsste es also weniger darum gehen, über die Beziehung zu Gott auf einer intellektuellen Ebene nachzudenken – etwa so, als würde da, wo die Argumente gegen ihn ausgehen, automatisch der Glauben beginnen. Glaube ist anders, er ist zugleich dem Verstand und dem Gefühl zugänglich. Er ist eine „sichere Erkenntnis und ein herzliches Vertrauen“, wie es im Heidelberger Katechismus formuliert wird. An Martin Luthers reformatorischer Entdeckung ist gut zu sehen, wie ein Mensch sich jahrelang auf der intellektuellen Ebene um den Glauben bemühen kann, ohne dass je sein Herz davon erreicht wird. Argumente gegen oder für ihn erzeugen keinen Glauben.

Sie können eine tief sitzende innere Überzeugung nicht verändern.

Auch wenn die Inhalte und Werte des christlichen Glaubens, wie etwa die Nächstenliebe, für gut und wünschenswert erkannt werden, muss das noch nicht zu einem persönlichen Glauben führen. „Ich kann auch ohne Glauben ein guter Mensch sein“ – das wird an vielen Orten und an vielen Menschen sichtbar. Und wer wollte das ernsthaft bestreiten?

Über die Frage nach einer letzten Wahrheit oder über die Frage nach gültigen Werten kann man sich dem Glauben annähern. Aber dass ein Mensch vom Glauben ergrif-

fen wird, entzieht sich der Machbarkeit. „Was dem Glaubenden eigentlich zu Bewusstsein kommt, ist nicht eine ‚Wahrheit‘ oder ein ‚Wert‘, sondern eine ‚Wirklichkeit‘.“ So beschrieb der katholische Religionsphilosoph Romano Guardini das Wesen des Glaubens. Und er verschweigt nicht, dass dieser Glaube an die Wirklichkeit Gottes keine einfache Sache ist, eben weil die Welt so viel wirklicher als Gott ist. „Dann aber aufzustehen, unter die Menschen zu treten, den Geschäften des Tages nachzugehen, die Mächte der Umgebung und des öffentlichen Lebens zu fühlen – und noch zu sagen, Gott sei wirklicher, Christus sei stärker als alles das (...) wer vermag das?“¹

Die Wirklichkeit unterordnen

Es ist ein weiteres, viel betrachtetes Bild aus der Reformationszeit, in dem sich dieses neue Wirklichkeitsverhältnis eines glaubenden Menschen ausdrückt: Martin Luther steht vor dem Reichstag und dem Kaiser und ist nicht bereit, dieser für ihn so bedrohlichen Wirklichkeit die Wirklichkeit Gottes unterzuordnen. Es ist nicht verwunderlich, dass aus dieser Situation heraus eines der bekanntesten Lutherzitate entstanden ist: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders.“ Auch wenn es so vermutlich nicht ausgesprochen wurde, ist es doch der Sache nach vollkommen zutreffend.

Mit der Überzeugung, von Gott geliebt und angesehen zu sein, lässt sich ein Selbstbewusstsein gewinnen, das nicht aus einem selber kommen muss. Wo Menschen Gott im Leben und im Sterben Jesu Christi als Wirklichkeit und Gegenüber erleben, verändert sich ihr eigenes Leben und auch ihr Sterben spürbar. Oder, um es noch einmal mit Luthers Worten zu sagen: „Glaube ist eine lebendige, verwegene Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß er tausendmal drüber stürbe. Und solche Zuversicht und Erkenntnis göttlicher Gnade macht fröhlich, trotz und voller Lust gegen Gott und alle Kreaturen. Daher wird der Mensch ohne Zwang willig und voller Lust, jedermann Gutes zu tun, jedermann zu dienen, allerlei zu leiden, Gott zu Liebe und zu Lob, der einem solche Gnade erzeugt hat.“ (aus der Vorrede zum Römerbrief).

Kathrin Oxen

¹ Zitate nach: Romano Guardini, *Der Herr. Über Leben und Person Jesu Christi*, Freiburg 1980, 230f.

Glaubst du das denn?

Das Glaubensbekenntnis und seine Tücken

Jungfrauengeburt, Himmelfahrt, Auferstehung und Gericht über die Lebenden und die Toten? Das glaubt doch keiner mehr, oder?

Zugegeben: Auf den ersten Blick ist es schon sehr fremd, was uns mit dem Glaubensbekenntnis zugemutet wird.

Doch allein diese Fremdheit macht zumindest schon eines deutlich, das oftmals allzu leicht aus dem Blick gerät: Wir, die wir heute an Gott glauben und das Glaubensbekenntnis sprechen, stehen in einer Gemeinschaft von Glaubenden, die über uns hinausgeht. Es wurde schon früher geglaubt und es wird auch noch geglaubt werden, wenn wir nicht mehr da sind. Und auch wenn eine jede Zeit ihre eigenen Worte finden muss, um ihren Glauben zu formulieren, so ist doch zugleich von Bedeutung, sich bewusst zu machen, dass es ohne das „Wir“ einer Bekenntnisgemeinschaft vor und neben uns kein „Ich“ des Bekennens hier und jetzt gibt.



Mehr lesen: Sven Evers, „Verstehst Du, was Du glaubst?“ Eine kleine Auslegung des apostolischen Glaubensbekenntnisses, Norderstedt 2013.

Glaubensbekenntnis bleibt wahr

Macht man sich das bewusst, fällt es gar nicht mehr so schwer, in den Worten des Glaubensbekenntnisses Wahrheiten zu entdecken, die wir heute vielleicht anders ausdrücken würden, die aber gleichwohl nach wie vor wahr und somit von Bedeutung sind.

Der Glaube an den *Vater, der Himmel und Erde gemacht* hat, kann dann übersetzt werden als die Überzeugung, dass unsere Welt und unsere Mitmenschen mehr und anderes sind als zufälliges Produkt der Evolution, sondern Schöpfung bzw. Geschöpfe mit ganz besonderer Würde.

Die so schwierige Behauptung der *Geburt Jesu durch die Jungfrau Maria* kann übersetzt werden als die Überzeugung, dass Jesus Mensch war mit allem, was zum Menschsein hinzugehört – und doch zugleich ein besonderer Mensch mit einer ganz besonderen Beziehung zu Gott.

Hinabgestiegen in das Reich des Todes. Dieses auf den ersten Blick sperrige Bild wird bei genauerer Betrachtung zum wunderbaren Bild der Hoffnung, dass selbst unsere Toten nicht unerreichbar sind für Gott. Gestorben sind sie. Vergessen werden sie, wenn keine Menschen mehr da sind, die (sich) an sie erinnern. Für Gott aber sind sie nicht vergessen. Für Gott ist jedes einzelne Leben wichtig und bedeutsam. So bedeutsam, dass er sich sogar die Zeit nimmt für ein Gericht über jedes einzelne Leben. Auch das ein fremder und ein ungemütlicher Gedanke vielleicht. Und doch sagt er genau dieses, dass ein jedes einzelne Leben es wert ist, noch einmal ganz genau angeschaut zu werden. Nicht von anderen Menschen, die oftmals so hart und unbarmherzig richten. Nicht von mir selber, der ich oft ebenso hart zu mir bin. Sondern von Gott.

Fremd und doch ganz nah

Der *Glaube an den Heiligen Geist* bringt die Hoffnung zum Ausdruck, dass es nicht der Geist des Egoismus, der Gewalt, der



Landesjugendpfarrer Sven Evers

Macht oder des Geldes ist, der sich letztlich in unserer Welt durchsetzen wird, sondern der Geist Gottes, dem es um Gerechtigkeit und Frieden und um echtes und wahrhaftiges Leben geht.

Das gesamte Glaubensbekenntnis ließe sich so durchbuchstabieren. Fremd und doch ganz nah. Und jedes Mal, wenn wir es sprechen, murmeln, nuscheln, tauchen wir ein – in die Fremdheit des Textes und seiner Welt und zugleich in die vertraute Gemeinschaft mit jenen, die unseren Glauben vor uns glaubten. Oder, in den Worten des Glaubensbekenntnisses: in die Gemeinschaft der Heiligen.

Landesjugendpfarrer Dr. Sven Evers

Glaubens würdig

Hat die heutige Ethik eine Antwort?



„Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht“ – dieses Sprichwort kennt jedes Kind. Selbst kann ich mich noch gut daran erinnern, als ich es zum ersten Mal aus dem Munde einer Verwandten gehört habe, und zwar nicht in rein informativer Absicht. So jung ich auch war, sein Sinngehalt ging mir nach. Denn instinktiv wusste ich, dass es zwar eine Wahrheit verbarg, aber dass diese, würde man sie ernst nehmen, kaum je im Leben tragen würde. Denn wie sollte in diesem Fall überhaupt ein einigermaßen gedeihliches Zusammenleben in Familie und Schule, mit Freunden oder am Arbeitsplatz möglich sein? Von der Politik einmal ganz zu schweigen. In allen diesen Lebenszusammenhängen sind wir nämlich auf Vertrauen, auf Glauben und Verlässlichkeit angewiesen. Anders könnten wir keinen Tag lang existieren. Vertrauen ist nicht nur eine wichtige Basis in unseren Beziehungen, für unsere Gesellschaften ist sie eine schlichte Bedingung ihres Überlebens. Der Soziologe Niklas Luhmann hat deshalb einmal das Vertrauen als eine notwendige Komplexitätsreduktion bezeichnet. Aus diesem Umstand erklärt sich wohl, warum tiefe Vertrauenskrisen so gravierend sind, gehen sie doch an die Wurzel dessen, was uns trägt, was uns unbefragt sicher sein lässt, dass man es im Großen und Ganzen gut mit uns meint. Und umgekehrt lassen Krisensituationen uns einmal mehr fragen, wem oder was wir eigentlich noch glauben sollen. Daran und damit zeigt sich, wie eng Glauben, Wissen und die Suche nach Wahrheiten, an denen wir uns ausrichten und orientieren können, zusammenhängen.

Den Blick freimachen

In der Sprache der Bibel kommt diese Einsicht besonders prägnant dadurch zum Ausdruck, dass Wahrheit für die Autoren des Alten und Neuen Testaments nicht einfach ein Feststellen von Tatsachen bedeutet, sondern auf das unverbrüchliche Fundament verweist, auf das

wir uns in unserer, auch alltäglichen, Lebensführung verlassen dürfen. In diesem Sinne heißt es etwa beim Propheten Jesaja: „Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht“ (Jes 7,9b). Gleichwohl werden damit Tatsachen nicht unwichtig. Wahrheitssuche, wie wir sie nicht nur in den Wissenschaften betreiben, erleichtern und fördern geradezu unser

Leben. Sie klären uns über Dinge auf, die wir bislang in einem anderen, mit Illusionen behafteten Licht gesehen und die uns sprichwörtlich den Blick verstellt haben. Das kann heilsam und befreiend wirken.

Im Jahr des Reformationsjubiläums

darf man daran erinnern, dass auch Luthers Grundeinsicht mit einer solchen Entlarvung einherging. Der Schein stets nur um seine eigene Gerechtigkeit bedachten Gottes wurde zugunsten eines Gottes entlarvt, der dem Sünder um dessen Gerechtigkeit nachgeht.

Gegenwärtig werden wir Zeugen einer ganz anderen Vertrauenskrise. Aber auch sie hat viel mit dem Umgang mit (vermeintlichen) Wahrheiten zu tun. In der Rede von der sogenannten „postfaktischen Gesellschaft“ kommt dies gut zum Ausdruck. In ihr nimmt jeder und jede nur das für sich und ihresgleichen zur Kenntnis – nein besser: als Wahrheit –, was ohnehin der eigenen Ansicht, gefühlt oder geglaubt, entspricht. Wahrheit geht so in persönlicher Meinung auf, die von außen niemals infrage gestellt, allenfalls durch andere bestätigt werden darf. Sie wird zur Glaubenssache mit Unfehlbarkeitsanspruch. Dabei spielen Fakten im Grunde keine Rolle mehr, es sei denn, sie bestätigen das, was man ohnehin schon ohne sie zu wissen glaubte. Psychologen sprechen dann gerne von Immunisierungsstrategien, deren Gefährlichkeit bekanntlich darin liegt, dass man sich gegenüber anderen, der Welt und womöglich sogar sich selbst gegenüber verschließt. Als Folge stellt sich nachgerade das Gegenteil von Vertrauen, nämlich Misstrauen, ein. Misstrauen aber führt zu Abwehr und Abschottung.

Zur Wahrheit gehört Mut

So sehen wir: Zur Wahrheit gehört Mut. Mut, sich auf andere und anderes einzulassen, und nicht minder Mut, sich selbst infrage zu stellen. Nur so zeigt sich, was das Johannes-Evangelium meinte, wenn es davon sprach, dass die Wahrheit uns freimachen wird (Joh 8,32). Denn eine

solche Wahrheit kann gar keine ein für alle Mal fixierbare sein. Sie erweist sich vielmehr darin, wie sie sich angesichts neuer Lebenslagen und Herausforderungen bewährt, und zwar im offenen und kritischen Austausch mit anderen. Die Richtigkeit

von Überzeugungen zeigt sich nur im Umgang mit Problemen, auf die sie sich beziehen. Glaubenswürdig im Sinne des Verlässlichen ist dann genau das und nur das, was sich darin bewährt, selbst wenn es anders ausgeht als zunächst erhofft oder erwartet. Ein Ethos der Wahrheitssuche und Wahrhaftigkeit lebt daher vom selbstkritischen Umgang mit dem als sicher Geglaubten und von der Offenheit für die Ansichten anderer. Für beides hat der Apostel die Maxime ausgegeben: „Prüft alles, behaltet das Gute“ (1 Thess 5,21).

Das hat auch Auswirkungen auf die gegenwärtige politische Lage und ihren Umgang damit. Will sagen:

Erstens: Zu den Vorzügen der Demokratie gehört es, auch den noch so sehr Andersdenkenden Gehör zu schenken. Mediale Segregation, die dazu führt, sich nur noch mit der eigenen peer group zu unterhalten, wirkt da kontraproduktiv.

Zweitens: Demokratie weiß darum, dass ihre Wahrheiten und Lösungen nie ein für alle Mal die richtigen sind, sondern dass um sie stets neu und gemeinsam gerungen werden muss.

Drittens: Wie vier Augen zumeist besser und mehr sehen als zwei, so leben Demokratien von unterschiedlichen politischen Auffassungen, Lebensstilen und Glau-

„Die Richtigkeit von Überzeugungen zeigt sich nur im Umgang mit Problemen, auf die sie sich beziehen.“

bensauffassungen. Deswegen liegt die Gefahr jedes Populismus‘ in seiner antidemokratischen, weil anti-pluralistischen Haltung, als würde nur einer bestimmten Gruppe das „wahre“ Recht auf Vorvertretung zustehen. Aber das Volk gibt es in einer Demokratie eben nur im Plural, wie Jürgen Habermas einmal richtig feststellte. So wenig simple Lösungen komplexen Lagen gerecht werden, so wenig lässt sich die Welt in Gut und Böse, in ein „Wir“ und „die Anderen“ einteilen. Auf kurze oder lange Sicht rächt sich beides. Vor allem aber bleibt einmal mehr die Suche nach Wahrheit auf der Strecke; von dem, der sprach, „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6) ganz zu schweigen.

Professor Dr. Christian Polke



Zur Person

Dr. Christian Polke, geb. 1980 in München, ist seit 2016 Professor für Systematische Theologie/Ethik an der Theologischen Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen. Seine Schwerpunkte liegen im Bereich der Politischen Ethik, Religionsphilosophie des Pragmatismus und der Sozialethik.

„Das sind doch keine Flüchtlinge!“

Zum Umgang mit Stammtischparolen in der Flüchtlingsdebatte

Im August 2016 führte infratest dimap eine repräsentative Umfrage durch, um Einstellungen in der Debatte um Aufnahme und Integration von Flüchtlingen zu ermitteln. Demnach waren...

... 51% der Bevölkerung der Meinung, dass die Zuwanderung von Flüchtlingen positive Auswirkungen auf die Wirtschaft haben wird, 45% jedoch widersprachen dieser Auffassung.

... 56% der Meinung, dass Deutschland wegen der Flüchtlinge im positiven Sinn „bunter“ oder „weltoffener“ werden würde, 40% jedoch widersprachen wiederum auch dieser Auffassung.

... 58% der Meinung, dass die Flüchtlingszuwanderung perspektivisch die Zahl der Terroranschläge in der Bundesrepublik erhöhen werde, 38% widersprachen dem.

Im Oktober 2016 ergibt eine Umfrage der Forschungsgruppe Wahlen, dass

49% der Befragten der Bundeskanzlerin bescheinigen, ihre Arbeit im Bereich Flüchtlinge und Asyl eher gut zu machen, 44% stimmen hier nicht zu. Die Frage, ob Deutschland die vielen Flüchtlinge verkraften könne, wird von 55% der Befragten bejaht, während 40% hier nicht zustimmen. Daran wird beispielhaft deutlich, dass die Frage der Aufnahme und Integration von Flüchtlingen unsere Gesellschaft wie kein anderes Thema spaltet.

Ein strittiges Thema also, bei dem Emotionen auch lautstark geäußert und Ängste ausgesprochen werden. An Stammtischen – diese müssen heute nicht mehr nur in der Eckkneipe stehen, sondern finden sich auch im gutbürgerlichen Restaurant oder beim „Italiener“ – werden dabei Gerüchte und Vorurteile, „Fake News“ und „alternative Fakten“ verbreitet. Im Internet und in den sozialen Netzwerken scheint es wesentlich leichter, Gerüchte und Vorurteile nicht nur gegenüber Flüchtlingen zu verbreiten als sie

zu entkräften. Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreiten sich Nachrichten im Netz, sodass es fast unmöglich erscheint, diese sachlich zu kommentieren und zu widerlegen. Das dürfte an den Nutzern selbst liegen: Soziale Netzwerke, Blogs und Foren dienen vor allem der Bestätigung eigener Standpunkte und nicht dazu, sich umfassend und kritisch zu informieren. Problematisch erweist sich das gerade auch dann, wenn Menschen in diesen Netzwerken ihre Ängste etwa vor kriminellen Ausländern äußern und diese Ängste dann meist bestätigt werden und so überleben. Zwar sinkt die Zahl der Straftaten in Deutschland kontinuierlich. Die Möglichkeit, Opfer eines Verbrechens zu werden, wird immer geringer. Es gibt für die damit verbundene Angst keinen rationalen Grund, auch nicht vor dem Hintergrund des Flüchtlingszuzugs. Trotzdem fürchten 20% aller Deutschen, Opfer eines Verbrechens zu werden.

Stammtischparolen

Schließlich können „Stammtischparo-

Durchblick: So können Sie rechtspopulistische Strategien und Handlungsmuster durchschauen!

Das Vorgehen von Rechtspopulist_innen in vier Schritten:

Schritt 1: Populist_innen identifizieren und beschreiben Feindbilder, meist solche Gruppen, Menschen, Institutionen etc. denen bereits mit Misstrauen oder Vorurteilen begegnet wird.

Schritt 2: Populist_innen schieben die Verantwortung und Schuld für alle Probleme den von ihnen ausgemachten „Feinden“/„bedrohenden“ Gruppen zu. Die Feindbilder sind flexibel und vielseitig und passen sich dem jeweiligen Problem an.

? Fragen Sie: Welche Feinde haben Populisten identifiziert? Welche Ressentiments und Vorurteile werden bestärkt?

? Fragen Sie: Für welche Probleme werden diese Feindbilder und „andere“ Gruppen verantwortlich gemacht?

**Politische Radikalisierung führt dazu, dass:
die demokratische Kultur aktiv zerstört wird.
Rechtsextremismus befördert wird.
Worte zu (Gewalt-)Taten führen können.**

len“ entstehen – vorurteilsbeladene und feindselige Denkmuster, die in aggressiver und selbstgerechter Sprache ausgedrückt werden. Sie werden plötzlich und unvermutet auch in Diskussionen geäußert, reduzieren komplexe Probleme unzulässig und bieten einfach erscheinende Lösungen bei schwierigen Themen an.

Der Umgang damit ist schwierig. Es fällt oft schwer, plausible Gegenargumente zu finden. Gegensätzliche Ebenen begegnen sich: Emotionalität versus Rationalität, Affekte versus Argumente, Pauschalisierung versus Differenzierung, Schubladendenken versus Nachdenken. Wichtig ist es sicher, nicht überheblich oder besserwisserisch aufzutreten. Intoleranz und Rechtsextremismus dürfen jedoch genauso wenig toleriert werden wie Angriffe auf die Demokratie oder die Menschenwürde. Fakten dienen zur Argumentation. „Die kommen doch alle zu uns!“ – „Nein, die müssen da weg!“ Tatsache ist, dass ca. 40,8 von 65,3 Millionen Menschen, die nach Angaben des

UNHCR im Jahr 2015 auf der Flucht waren – also knapp 63% – als Binnenvertriebene innerhalb der eigenen Landesgrenzen Schutz suchen.

Die sind doch alle kriminell? Nein. Unzulässige Pauschalierungen müssen hinterfragt werden. „Die sind doch alle kriminell!“ – Nein, das sind sie nicht. Die Zahl der Asylantragsteller hat sich von 2012 bis 2015 etwa versechsfacht. Die Zahl tatverdächtiger Asylsuchender ist hingegen im gleichen Zeitraum „nur“ um das knapp 3,8-Fache gestiegen. Die Zahl der Asylsuchenden ist also stärker gestiegen als die Zahl der von dieser Gruppe begangenen Straftaten. Erheblich angestiegen ist hingegen die Anzahl der Straftaten gegen Flüchtlinge und ihre Unterstützer. 2014 wurden hier 199 Straftaten gezählt wie Propagandadelikte, Sachbeschädigung, Brandstiftungen oder Sprengstoffexplosionen, 2015 stieg die Zahl sprunghaft an auf 1.029. Und bereits von Januar bis September 2016 wurden 1.803 Überfälle und Anschläge

gegen Asylsuchende verübt, dazu (!) kommen 803 Überfälle und Anschläge auf Flüchtlingsunterkünfte. Vielleicht sollte man in diesem Zusammenhang einmal über eine „Obergrenze“ nachdenken!? Erschreckend deutlich wird, wie wichtig es ist, gegen Hetze und Stammtischparolen zu argumentieren. Politik- und demokratieverachtende, fremdenfeindliche und rassistische Äußerungen gefährden die Demokratie. Vorurteile und Aversionen, aber auch Hass werden mittlerweile nicht nur an den Rändern der Gesellschaft verbreitet, sondern auch aus deren Mitte heraus. Wer dem entgegentritt, „klare Kante“ zeigt und widerspricht, schützt potenzielle Opfer und unsere Gesellschaft selbst. Schauen wir also hin, wo Demokratie und Menschenrechte angegriffen werden. Setzen wir uns auch als Christinnen und Christen ein für eine offene und tolerante, gleichwohl aber auch wehrhafte und starke demokratische Gesellschaft!

Pfarrer Olaf Grobleben

Schritt 3: Populist_innen versuchen sich gegen die selbst identifizierten „Feinde“, wie z. B. Politiker_innen oder Geflüchtete abzuschotten und propagieren ein rigoroses Vorgehen, z. B. „Grenzen dicht machen“, um die angeblich von ihnen ausgehende Bedrohung einzudämmen. Jede Kritik an der Argumentation der Populist_innen bestätigt nur noch die Bösartigkeit der Feinde.

Schritt 4: Wenn Schritt 3 keine Wirkung zeigt, wiederholen ihn Populisten in radikalerer Form – die fehlende Wirkung der propagierten Maßnahmen (z. B. eine Mauer zu bauen, um Grenzen zu schließen), kann dann wiederum auf die etablierten Feindbilder projiziert werden. Kritiker im eigenen Land werden dann zu Feinden, die für das Scheitern verantwortlich gemacht werden.

? **Fragen Sie: Welche Muster der Selbstbestätigung werden benutzt?**

? **Fragen Sie: Welche Gründe, Personen oder Institutionen werden vorgeschoben, um den eigenen Misserfolg zu verschleiern?**

aus: MuP-Praxishilfe: Rechtspopulismus durchschauen und Paroli bieten, Friedrich Ebert Stiftung, 2016

Wie reden wir glaubwürdig?

Aus der Arbeit einer Nachrichtenredaktion



Zur Person

Holger Ahäuser wurde am 26. Februar 1965 in Goslar geboren und wohnt jetzt in Jever. Er ist seit 2008 Leiter des NDR-Studios in Oldenburg. Nach dem Studium der Politikwissenschaften, Anglistik und Geschichte in Hannover (1986 – 1993), einem Auslandssemester am Kalamazoo College (Michigan/USA) und dem Abschluss mit Magister Artium begann seine berufliche Arbeit beim Norddeutschen Rundfunk als Aktuell-Redakteur bei NDR 1 Niedersachsen in Hannover (1993 – 1995) und NDR 2 in Hamburg (1995 – 1997). Anschließend wurde er Redakteur beim NDR-Fernsehen in Hannover (1997 – 2000) und Redaktionsleiter Aktuelles / „Hallo Niedersachsen“ NDR-Fernsehen in Hannover (2000 – 2008). Seit November 2008 leitet Holger Ahäuser das NDR-Studio in Oldenburg.

Ein Mädchen behauptet, sexuell belästigt worden zu sein, in einem Schwimmbad. Fünf afghanische Flüchtlinge sind verdächtig, wurden befragt, haben Hausverbot erhalten. Die Männer streiten die Tat ab, das Mädchen hat niemanden erkannt, Augenzeugen gibt es nicht. Soweit die Fakten. Wie gehen wir mit diesen Fakten um? Kein Bericht, weil es ohne Beweise unglaubwürdig und verantwortungslos wäre, Vorurteile gegen Asylbewerber zu schüren? Ein ausführlicher Bericht, weil es unglaubwürdig und verantwortungslos wäre, Hörer und Zuschauer nicht genau zu informieren, gerade nach Köln?

Und falls wir uns pro Bericht entscheiden: Sollen wir Nationalität und Status der Verdächtigen nennen? Gerade jüngere männliche Flüchtlinge haben schließlich offenbar öfter Probleme mit selbstbestimmten Frauen und unserer freizügigen Gesellschaft – damit gibt es doch einen besonderen „kulturellen Hintergrund“! Oder sollen wir besser nur von „verdächtigen Männern“ sprechen? Auch Deutsche bedrängen nachweislich Frauen und Mädchen. Und nie würde uns einfallen, in einem solchen Verdachtsfall den „fehlenden Migrationshintergrund“ zu erwähnen.

Verantwortungsvoller Umgang

Wir ringen in der Redaktion. Um die Frage, wie wir mit Informationen korrekt, verantwortungsvoll, glaubwürdig umgehen. Wir haben dafür Kriterien; Journalismus ist Handwerk, wir haben es gelernt. Wir machen Fehler. Wir täuschen uns, wir schätzen falsch ein, wir übersehen, hoffentlich sehr selten – wir versuchen, gewissenhaft und sauber zu arbeiten. Was uns zunehmend Sorgen macht: Viele Menschen – sicher eine Minderheit, aber eine deutlich vernehmbare – sprechen uns dieses ehrliche Ringen um Glaubwürdigkeit pauschal ab.

„Lügenpresse“. Dieser politisch belastete Kampfbegriff unterstellt: Die sagen die Unwahrheit, die verschweigen, verheim-

lichen und verbiegen, die produzieren „Fake News“ im Sinne des „Establishments“ (noch zwei Kampfbegriffe).

Für uns Journalisten ist „Lügenpresse“ zunächst „nur“ diffamierend. Für unsere Demokratie ist der Begriff gefährlich: Wenn Qualitätsjournalismus mit seinen handwerklichen Standards und ethischen Grundsätzen unglaubwürdig (gemacht) wird, steht er nicht besser da als jeder x-beliebige Internet-Blog oder Facebook-Post aus dubioser Quelle. Das Ergebnis: Alle Nachrichten erscheinen gleichwertig. Echt oder gefälscht, wichtig oder unwichtig, fundiert oder spekulativ verschimmt in der großen Informationsflut; es regiert die unsortierte Unübersichtlichkeit. Keine gute Grundlage für ein politisches System, das auf wählende mündige Bürger mit begründeter Meinung angewiesen ist.

Der Wahrheit verpflichtet

Nun könnte man über Missstände und Mängel im etablierten Journalismus eine breite öffentliche Debatte führen. Man könnte über (fehlende?) Glaubwürdigkeit streiten, sachlich, mit Argumenten, differenziert. Man könnte. Das Problem ist nur, dass die meisten „Lügenpresse“-Rufer genau das nicht wollen. Aus gutem Grund: Stark sind sie nur so lange, wie sie allein durch das Glauben glaubwürdig erscheinen und keine lästigen Fakten ihr klares Schwarz-Weiß-Bild verwischen.

Zum Vorfall im Schwimmbad haben wir eine Meldung mit den Fakten gesendet, unkommentiert. Polizei und Staatsanwaltschaft haben die Ermittlungen inzwischen eingestellt. Auf diversen Internetseiten, die sich „der Wahrheit“ über Flüchtlinge und Ausländer verpflichtet fühlen, ist noch immer zu lesen: Fünf afghanische Asylbewerber haben eine Schülerin bedrängt. Als Tatsache, im Indikativ.

Holger Ahäuser

Entwicklung beginnt im Zuhören

Das Seelsorgegeheimnis der Seelsorgerinnen und Seelsorger

Im Lukasevangelium beginnt das Große mit Schweigen. Zacharias, der alte Priester, erfährt, dass seine Frau schwanger ist, und er verstummt. Etwas Großes will zur Welt kommen, sein Sohn Johannes, der Messias Jesus werde geboren. Letztendlich ist es das Reich Gottes, das zur Welt kommen will. Und Zacharias schweigt.

Das Seelsorgegeheimnis ist eine Grundverpflichtung

Wenn studierte und zweifach examinierte Theologinnen und Theologen nach einer langen Zeit des Lernens zu Pfarrern und Pfarrer ordiniert werden, dann verpflichten sie sich öffentlich, das Seelsorgegeheimnis zu wahren. Das bedeutet, Stillschweigen zu wahren, über das, was sie im Seelsorgegespräch von ihrem Gegenüber erfahren. Es ist eine Grundverpflichtung, Teil ihres Berufsethos und es macht ihre Profession aus. Nicht nur durch Kirchengesetz, auch durch staatliches Recht sind Pfarrer darin geschützt. Von Seiten ihrer Arbeitgeberin Kirche haben sie disziplinarische Konsequenzen zu erwarten, sollten sie das weiter sagen, was ihnen jemand ausdrücklich in einem Seelsorgegespräch anvertraut hat. Und selbst vor Gericht dürfen sie nicht zur Aussage gezwungen werden, etwas von dem auszusagen, was ihnen jemand in der Seelsorge oder bei der Beichte anvertraut hat. Auch nicht, wenn es um Mord oder Kapitalverbrechen geht.

Für Inhaftierte in der JVA, für Psychiatriepatientinnen und -patienten, für Kranke im Krankenhaus, für Sterbende im Hospiz, für Soldatinnen und Soldaten im Einsatz ist dies ein hoher Wert. Sie schätzen ein Gegenüber, das - im guten Sinne - nicht Teil des Systems ist, sondern Stillschweigen über das bewahrt, was ihm gesagt wird. Sie sagen selbst: Wenn ich mit einem Seelsorger spreche, weiß ich ganz einfach, dass das, was ich mit dem Pastor gesprochen habe, ganz und gar dort bleibt.

Ein Schutzraum, in dem ich Mensch sein kann

So kann in der Seelsorge ein Raum entstehen, in dem Echtheit, Wahrhaftigkeit und Vertrauen herrschen. Ein Schutzraum, in dem ich Mensch sein kann, wie ich bin: Gott gewolltes Geschöpf. In dem ich meine eigenen Selbsttäuschungen aufdecken kann. Wo ich darauf vertrauen kann, dass meine Geheimnisse gut aufgehoben sind. Mein Gegenüber hört zu. Wie die kleine Momo in der Geschichte von Michael Ende, die so gut zuhören kann, dass die Menschen ihr gegenüber zu sich selbst kommen. Sie erzählen dem kleinen Mädchen Momo, was sie denken und fühlen und Momo hört zu. Und plötzlich wissen sie selbst, was das Richtige für sie ist und wie sie sich richtig entscheiden.

Seelsorgerinnen und Seelsorger hüten Geheimnisse, sie schließen den Deckel der Schatztruhe und tragen den Schlüssel dazu um ihren eigenen Hals. Sie geben den Schlüssel aber nicht weiter.

Wie schaffen sie das eigentlich? Wo werden sie ihre Sorgen los? Seelsorger brauchen Kollegen und sie brauchen ebenfalls Seelsorge. Und sie brauchen regelmäßige Supervision, um ihre Professionalität zu wahren in Schweigepflicht für Seelsorger, Supervisoren und Gruppe. Werden Fallbeispiele beschrieben, dürfen sie nur anonymisiert zur Sprache kommen.

Manche Seelsorgerinnen und Seelsorger sprechen viel mit Gott. Nach einem anstrengenden Tag empfehlen sie die Menschen, die sie getroffen haben, Gott an. Sie beten für die, die sich ihnen anvertraut haben, und vertrauen sie Gott an. Sie hängen sorgfältig und aufmerksam eigene und fremde Sorgenpäckchen an einen Sorgenbaum, der all dies trägt, an Christus, den Baum des Lebens.

Pfarrerin Julia Neuschwander



Zur Person

Julia Neuschwander, geboren 1969, ist Pfarrerin, Supervisorin und Transaktionsanalytikerin (DGTA, EATA). Sie leitet das Referat Seelsorge in der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg. Dabei ist sie zuständig für die Sonderseelsorge: Altenpflegeheimseelsorge, Krankenhaus-, Reha- und Hospizseelsorge, Notfallseelsorge, Gehörlosen- und Schwerhörigenseelsorge, Militäreseelsorge sowie für die Seelsorge in den Kirchengemeinden von Haupt- und Ehrenamtlichen.

Lügen Lügengeschichten?

Von Jägerlatein und Seemannsgarn

Für das achte Gebot, in seiner populären Form „Du sollst nicht lügen“, gibt es in der Literatur eine Umkehrung, die das glatte Gegenteil besagt: „Lüge, so viel du nur kannst und magst!“ Das machen sich die Geschichten vom Baron Münchhausen – der auf einer Kanonenkugel ritt oder sich am eigenen Schopf aus einem Sumpf zog – zu eigen oder auch Janoschs Mäuse-Sheriff mit seinen „Lügengeschichten, und zwar aus dem Wilden Westen, erlogen von einer Maus“. Kinder lieben diese Geschichten genauso wie „Käpt'n Blaubärs Seebär-Geschichten“, die sie (wie ihre Eltern) auch aus dem Fernsehen und als Video kennen. Eher für Erwachsene bestimmt sind die neun „Lügengeschichten“ des jungen Martin Walser (der kürzlich neunzig wurde), und aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert sind die Lügengeschichten des Lukian von Samosata überliefert.



Zur Person

Dr. Wilfried Kürschner (geb. 1945) ist emeritierter Professor für Allgemeine Sprachwissenschaft und Germanistische Linguistik an der Universität Vechta. Er ist Mitglied des Gemeindegemeinderats Vechta.



Flunkern oder lügen?

Trägt diese Literatursorte ihren Namen aber eigentlich zu Recht? Wird hier wirklich gelogen, im landläufigen Sinn des Wortes „lügen“? Damit meinen wir doch, dass bewusst und mutwillig die Unwahrheit gesagt wird mit der Absicht des Betrugers. In den genannten Geschichten wird doch eher „geflunkert“ und ziemlich geschwindelt, und zwar in solchem Maße, dass der Schwindel durchsichtig wird und nur ganz Unbedarfte auf ihn hereinkommen.

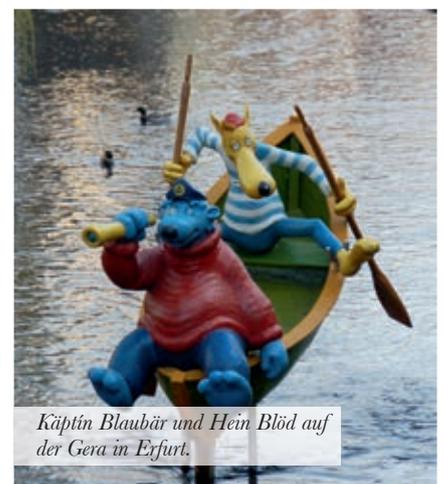
Aber auch im normalen Leben machen sich Menschen einen Spaß daraus, einem anderen einen Bären aufzubinden – literarisch gesprochen einen „Blaubären“. Sie erzählen Jägerlatein, erfinden ein (Jagd-)Erlebnis oder stellen es übertreibend dar, besonders was die Zahl und Größe der erlegten Tiere angeht. Bei Sportfischern spricht man vom „Anglerlatein“. Wieso „Latein“? Im Wörterbuch erfahren wir, dass die Bezeichnung auf die Sondersprache der Jäger zurückgeht, die zum Beispiel „Schweiß“ sagen, wenn sie Blut meinen, oder mit „Vergrämen“ das Verjagen von Wild meinen. Dieser Jargon schien für Laien so unverständlich, als wäre es

Latein: Aus dem Unverständlichen wurde, wie uns das Duden-Universalwörterbuch belehrt, das Unglaubliche.

Geschichten erspinnen

Käpt'n Blaubär spinnt für seine Enkelbärchen gern Seemannsgarn – oft gegen deren Protest, weil sie seine Geschichten und deren Machart schon kennen und nicht noch einmal hören wollen. Der Ausdruck „Seemannsgarn spinnen“, also von erstaunlichen, angeblich auf einer Seereise erlebten Dingen erzählen, geht zurück auf die Tätigkeit von Matrosen auf See, die früher in ihrer Freizeit aus aufgelöstem Takelwerk neues Garn wickeln mussten und sich dabei von ihren Abenteuern erzählten. Wenn einer spinnt, also nicht recht bei Verstand zu sein scheint oder durch sein absonderliches, skurriles, spleeniges Verhalten auffällt, dann geht das auf das Bild zurück, dass seine Gedanken sich so entwickeln, wie aus Fasern ein Faden gedreht, gesponnen wird. Das bringt uns auf Dornröschen, die sich beim Spinnen an einer Spindel sticht und in einen hundertjährigen Schlaf versetzt wird, aus dem sie ein Prinz wachküst. Das ist nun aber etwas ganz anderes als eine Lügengeschichte, es ist ein Märchen ...

Dr. Wilfried Kürschner



Käpt'n Blaubär und Hein Blöd auf der Gera in Erfurt.

Ehrliche Lügner

Rechtspsychologe Dietmar Heubrock verrät, warum ein Leben ohne Lüge nicht funktioniert

„Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten“. So lautet das achte Gebot. Oft wird es im Volksmund mit „Du sollst nicht lügen“ übersetzt. Und doch erwischen wir uns selbst und andere immer wieder bei kleineren und größeren Lügen. „Es ist unmöglich, ein Leben ohne Lüge zu leben“, sagt Dietmar Heubrock, Direktor des Instituts für Rechtspsychologie an der Universität Bremen, im Gespräch über Lüge, Wahrheit und Ehrlichkeit. Und es ist seiner Meinung nach auch nicht erstrebenswert. „Kinder durchleben eine Phase, in der sie sich Fantasiegeschichten ausdenken. Das ist wichtig für sie“, nennt er ein Beispiel. Außerdem könnten Lügen auch eine wichtige soziale Funktion haben.

Eine Frage des Vertrauens

„Was sagen Sie dem Nachbarn oder Arbeitskollegen, der jeden Morgen fragt, wie es Ihnen geht? Natürlich sagen Sie ‚Gut‘, auch wenn es nicht so ist. Denn letztlich sind diese Fragen nur Teil eines gesellschaftlichen Rituals. Die Lüge wird erwartet“, erläutert Heubrock die Funktion der sozialen Lüge. Auch Lügen, die Erwachsene erzählen, um Kinder zu schützen, seien gerechtfertigt. Und doch macht er deutlich: „Wenn Kinder ihre Eltern beim Lügen erwischen, geht viel Vertrauen verloren.“ Deshalb betont er, wie wichtig das Abwägen zwischen Wahrheit und Lüge sei. „Es gibt bei diesem Thema keine klare Unterscheidung von Schwarz und Weiß.“

Wie Kinder von ihren Eltern erwarten, nicht belogen zu werden, so gibt es auch andere Berufsgruppen, von denen aufgrund ihrer Vorbildfunktion Aufrichtigkeit erwartet wird. „Das gilt für Richter genauso wie für Pfarrer“, sagt Heubrock und fügt hinzu: „Das ist auch eine Art der Überforderung. Denn natürlich

erleben diese Menschen die gleichen Grauzonen wie wir alle.“ Etwas anderes sei es im Bezug auf Politiker: „Wahlkampflügen werden geradezu erwartet“, sagt Heubrock und ergänzt: „Wohin wir schauen, wird im politischen Kontext bewusst gelogen.“ In dieser Hinsicht sei Trump kein Einzelfall. „Den Menschen gelingt es nicht mehr, komplexe Wirklichkeiten zu durchdringen. Je komplizierter die Welt wird, desto größer wird die Sehnsucht nach einfachen Wahrheiten, auch wenn sie Lügen sind.“

Wahrheit erforschen

Die Wahrheit ist nicht einfach da, weiß Heubrock. Sie muss erforscht und herausgebuddelt werden. Sowohl vor Gericht als auch in der Politik oder im Alltag. Und sie ist relativ: „Die Wahrheit gibt es nicht. Sie gilt immer nur für eine bestimmte Zeit“, betont Heubrock. So wie es nicht die Wahrheit gebe, so gebe es auch nicht die Lüge. „Vor Gericht unterscheiden wir drei Arten von

Lügen“, berichtet Heubrock. Die erste sei die bewusste Lüge, mit der man sich selbst schützen oder jemanden fälschlicherweise beschuldigen wolle. Die zweite sei die Täuschung. Vor allem Zeugen sagten aus

unterschiedlichen Gründen etwas aus, was nicht stimmt, obwohl sie es für die Wahrheit hielten. Die dritte Möglichkeit sei, dass jemandem etwas suggeriert wurde, sodass er es anschließend für die Wahrheit halte und damit unwissentlich eine Lüge aussage. Dies zeige: „Ich kann absolut aufrichtig und ehrlich sein und dennoch eine Lüge äußern.“

Ein Leben ganz ohne Lüge wird also wohl niemand schaffen. Aber: „Wenn man immer wieder darüber nachdenkt, ist schon viel erreicht“, findet Heubrock.

Kerstin Kempermann

„Die Wahrheit muss erforscht und herausgebuddelt werden.“



Zur Person

Prof. Dr. Dietmar Heubrock ist seit 2001 Hochschuldozent, seit Oktober 2003 Sprecher des Instituts für Rechtspsychologie der Universität Bremen, Ernennung zum außerplanmäßigen Professor im Juni 2005, Verleihung der akademischen Bezeichnung „Professor“ im Mai 2007, seit Februar 2007 Geschäftsführender Direktor des Instituts für Rechtspsychologie der Universität Bremen. Derzeitiger Schwerpunkt der wissenschaftlichen Arbeit ist die Prävention von Attentaten im öffentlichen Raum (Personenschutz), Gefährdungsanalysen bei Bedrohungslagen, die Psychologie der Vernehmung (u.a. als Dozent der Polizeiakademie Niedersachsen).

Eine Verabredung zur Lüge

Generalintendant Christian Fimbach zur besonderen Bedeutung von Wahrheit und Lüge am Theater



Zur Person

Christian Fimbach studierte Gesang an der Musikhochschule Köln, stand in mehreren Produktionen auf der Bühne, wandte sich dann dem Regiefach zu und arbeitete unter anderem einige Jahre als persönlicher Assistent von Andreas Homoki, Peter Mussbach und Nicolas Brieger. Am Theater der Bundesstadt Bonn durchlief er von 1997 bis 2004 mehrere leitende Positionen, gestaltete dort den Zusammenschluss der Bonner Sparten mit und gründete die Sparte Kinderoper. 2004 wurde Fimbach Künstlerischer Betriebsdirektor und Stellvertreter des Generalintendanten John Dew am Hessischen Staatstheater Darmstadt. Seit 2004 steht er auch regelmäßig als Professor Florestan in Kinderkonzerten auf der Bühne. Von 2008 bis 2014 war er am Theater Bonn als Künstlerischer Betriebsdirektor sowie Stellvertreter des Generalmusikdirektors Stefan Blunier in Künstlerischen Fragen engagiert. Seit der Spielzeit 14/15 ist er Generalintendant des Oldenburgischen Staatstheaters.

Theater ist gleichzeitig unglaublich wahrhaftig und eine Verabredung zur Lüge. Was zunächst wie ein Widerspruch aussieht, macht den besonderen Reiz des Theaters aus. Denn eine Theateraufführung ist durch ihre unmittelbare Live-Situation für den Zuschauer viel wahrhaftiger, als es jeder Fernsehbeitrag sein könnte. Gleichzeitig ist jeder Theaterbesuch aber auch eine „unausgesprochene Verabredung zu einer Lüge“. So beschreibt es der Generalintendant des Oldenburger Staatstheaters, Christian Fimbach.

Wenn der Vorhang fällt, endet die Fiktion

„Das Aufbrechen des Realen schafft die Möglichkeit zu neuen Erkenntnissen“, betont Fimbach die Funktion dieser Lüge. Allen sei dabei klar: „Wenn der Vorhang fällt, ist alles zu Ende.“ Doch solange das Stück gespielt werde, seien einige Wahrheiten und Gesetze außer Kraft.

„Das Tolle an Theater und auch Film ist, dass es unsere kindliche Naivität, etwas glauben zu wollen, bedient“, erläutert Fimbach.

Für ein Kind ist ein Bauklotz ein Auto. Und im Theater glauben wir an Gespenster oder tauchen in längst vergangene Zeiten ein. Während wir durch das Spiel der Schauspieler verzaubert sind, wird die Fiktion zur Realität. Zu einer Realität, die berühren und verändern kann. Denn „Kunst ist eine Lüge, die uns die Wahrheit erkennen lässt“, so hat es schon Pablo Picasso gesagt.

Die Zuschauer zu berühren und neue Erkenntnisse zu ermöglichen, das ist auch ein Ziel am Staatstheater. „Ich möchte, dass die Menschen anders nach Hause gehen, als sie gekommen

sind“, sagt Fimbach. Und oft gelinge das auch. Besonders deutlich unter anderem bei dem Stück „Terror“, das im Staatstheater seit Februar 2016 23 Mal gespielt wurde. „Das Stück wird heftig diskutiert“, weiß Fimbach und dies gerade, weil in dem Stück Fiktion und Wirklichkeit verschwimmen. „Das Theaterstück mutet so wahrhaftig an, dass ein Schauspieler beim Einkaufen gefragt wurde, ob er wirklich Richter sei“, erzählt Fimbach.

Schauspieler leben die Lüge auf der Bühne

Für die Schauspieler sei es wichtig, dass sie in ihren Rollen möglichst authentisch und wahrhaftig seien, erläutert Fimbach. „Die Wahrhaftigkeit des Theaters wird durch das Handwerkszeug professioneller Lügen produziert“, beschreibt er den schwierigen Spagat.

Dass die Schauspieler dabei immer auch etwas von sich selbst mit in die Rolle geben, sei das Aufzehrende an diesem Beruf. „In dem Moment auf der Bühne lebt der Schauspieler selbst in der Lüge“, betont Fimbach. Und es sei nicht einfach, für zwei Stunden ein König zu sein und dann in die Realität mit ihren normalen Alltagsorgen zurückzukehren.

Dass das Thema „Lüge und Wahrheit“ derzeit auch ein gesellschaftlich relevantes

Thema ist, geht am Theater natürlich nicht vorbei. „Wir beleuchten die Stücke immer aus der Zeit heraus. Und gerade Klassiker halten dies aus und haben eine Relevanz, an die man andocken kann“, betont Fimbach. Für ihn ist es die Aufgabe des Theaters, ein Vergrößerungsglas zu sein, unter dem die Themen der Zeit deutlich werden.

Kerstin Kempermann

„Jeder Theaterbesuch ist aber auch eine unausgesprochene Verabredung zu einer Lüge.“

Der falsche Hubertus

– oder auch Heilige können lügen

Die Geschichte von Hans Hubertus Partisch – oder sollten wir ihn besser bei seinem Geburtsnamen nennen: Johann Evangelista – ist tragisch. Und zugleich voller Hoffnung. Denn wer lügt, kann doch Gutes schaffen. Und damit sind wir mittendrin in der tragischen Lügengeschichte, die die Geschichte der Diakonie in Oldenburg und ihres „umstrittenen Gründers“ seit Ende des 19. Jahrhunderts begleitet.

Partisch muss eine schillernde Figur gewesen sein. Dass er weder studiert noch einen Dokortitel erworben hatte, wie er vorgab, fiel niemanden auf. Er war engagiert im Pfarramt und machte sich stark für die Diakonie.

1885 gründet Partisch das Gertrudenheim und vier Jahre später das „Oldenburgische Diakonissenhaus“, dessen Gründung nicht ganz ohne Stolperei zustande kommen sollte. Dennoch macht sich der falsche Pastor ans Werk und lässt sich auch von so mancher Widrigkeit nicht abhalten. Denn die zu überwinden, ist er gewohnt:

1860 als Hausmeistersohn in Wien geboren, erleidet er am dortigen Knabenseminar Schiffbruch. Mit 15 Jahren verlässt er die Stadt und reist nach Berlin. Hier besucht er theologische und philosophische Vorlesungen an der Universität. Die müssen die Grundlage seiner Bildung gewesen sein. Für Oldenburger Verhältnisse – damals – vollkommen ausreichend. 1882 bewirbt er sich auf die vierte Pfarrstelle an Lambertü, drei Jahre später rückt er auf die dritte Pfarrstelle auf. Wie konnte ihm das gelingen? Durch beherztes Fälschen! Zu seiner Bewerbung legte er Abschriften seiner vorgeblichen Zeugnisse vor, von ihm selbst unterschrieben und gesiegelt.

Prominente Unterstützung

Partisch arbeitet gut und kompetent. Und dann, 1888, ruft er zur Gründung einer Diakonissenanstalt auf. Der Start

verläuft holprig. Die Gründung droht zu scheitern. Doch Partisch bleibt dran. Noch 1889 wendet er sich an alle Pfarrer in der oldenburgischen Kirche und ruft zur Gründung des „Oldenburgischen Pastoralverbandes für Landesdiakonie“ auf. Fast alle Brüder folgen diesem Aufruf. Damit hat Partisch einen Grundstein der Diakonie im Oldenburger Land gelegt. Und er erhält prominente Unterstützung: Pastor Friedrich von Bodelschwingh selbst kommt 1890 aus Bielefeld an die Hunte, um das Anliegen zu unterstützen, das vor allem Geld braucht.

Das sollte Partischs Verhängnis werden. Er tritt von seinem Amt als Anstaltsgeistlicher zurück, die Zusammenarbeit mit der Oberin klappte nicht. Pastor Roth wird 1892 sein Nachfolger. Und nun nehmen die Dinge ihren Lauf: Roth kommt 1894 nach Bielefeld. Hier trifft er einen Pfarrer aus Amsterdam. Ihm erzählt er von der Not des Elisabethstiftes. Der verweist den Kollegen an einen Amsterdamer Kaufmann namens Janßen, der gebürtig aus Oldenburg stamme und sicher gern helfen wolle. Roth schreibt an Janßen und bittet ihn um Geld für das Diakonissenhaus. Damit sind die Würfel gefallen. Denn schon 1890 hatte Janßen 20.000 Mark für das Haus gespendet. Diese Spende hatte Partisch auch stiftungsgemäß verwendet. Doch hatte Janßen Partisch dann noch einmal 2.000 Mark zukommen lassen. Dieses Geld nutzte Partisch, um einen Wechsel nicht platzen zu lassen, und fälschte einen Dankbrief. Als Janßen erneut einen Bittbrief aus Oldenburg erhält, klärt er den ahnungslosen Roth über die vorhergegangenen Spenden auf.

Im Mai 1896 wird Partisch zur Rede gestellt. Er gibt alles zu, scheidet aus dem kirchlichen Dienst aus und setzt sich ins Ausland ab. In Venedig wird der Mann, der sich für die Diakonie so erfolgreich eingesetzt hatte, verhaftet.

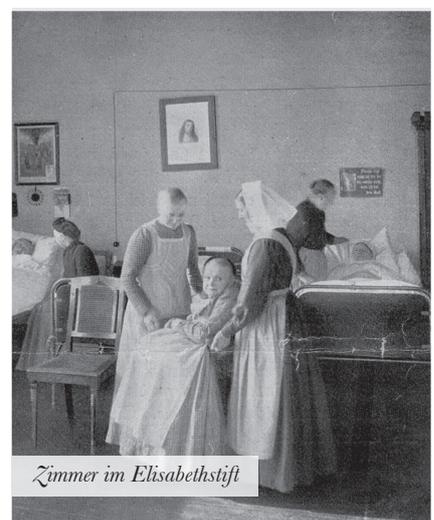
Pfarrer Stephan Bohlen



Hans Hubertus Partisch



Elisabethstift



Zimmer im Elisabethstift



Auf der Goldwaage

Wie Menschen damit umgehen, mit ihrem Urteil entscheidende Weichen im Leben anderer zu stellen



Chefarzt Dr. Martin Groß im Evangelischen Krankenhaus in Oldenburg

Das letzte Wort zu haben bedeutet immer auch: Macht zu haben über jemanden oder eine Situation. Wie gehen Menschen in Schlüsselpositionen damit um? Wie schwer wiegt es für sie, diese Verantwortung, die damit einhergeht, anzunehmen und dieses letzte Wort sensibel einzusetzen?

„Enttäuschung in niedriger Dosierung“

Was Schicksalsschläge sind, das wissen Chefarzt Dr. Martin Groß und seine Kolleginnen und Kollegen nur zu gut. Wer hierher, in die Klinik für Neurologische Intensivmedizin und Frührehabilitation im Evangelischen Krankenhaus (EV) in Oldenburg kommt, kämpft mit der Unterstützung eines hochspezialisierten Frührehabilitationsteams darum, wieder ein möglichst normales Leben zu führen. Die Chance, im Laufe der Behandlung zu sterben, ist groß. Es sind Menschen mit Hirnschäden durch Sauerstoffmangel nach einer Wiederbelebung, Patientinnen und Patienten nach schwersten Schlaganfällen oder mit einer fortschreitenden Amyotrophen Lateralsklerose, jener Krankheit, an der auch der berühmte Physiker Stephen Hawking leidet.

Angehörige, die vor Groß sitzen, hören zunächst allerdings oft nur ein Wort, aus dem sie Kraft schöpfen: Rehabilitation. Ein Wort, das Hoffnung macht. Eine Hoffnung, die Groß und sein Team nicht selten nehmen müssen. „Mir ist es wichtig, den Angehörigen eine ehrliche und klare Prognose zu stellen“, so der Chefarzt. „Oft müssen wir sagen, dass das Krankheitsbild sehr viel schwerwiegender ist, als sie es angenommen haben.“ Statt einer erfolgreichen Reha steht dann häufig die Frage im Raum: Welche Therapien wenden wir noch an? Kämpfen wir um jede Art des Lebens, oder lassen wir den Patienten sterben? „Diese Frage klären wir in intensiven Gesprächen mit den Patienten selbst, soweit sie bei Bewusstsein sind, oder – in den meisten Fällen – mit den Angehörigen. Unsere Gespräche sind

oft Enttäuschung in niedriger Dosierung“, sagt er. Auf der Schwelle zwischen Leben und Tod, zwischen sinnvoller Therapie und sinnloser Verlängerung des Leidens, schafft auch eine Patientenverfügung längst nicht immer Klarheit. „Sie erfasst vielleicht in 20 Prozent der Fälle wirklich die Situation, in der ein Patient sich befindet“, so die Erfahrung des Mediziners. Für alle anderen Fälle gilt es herauszufinden, welch ein Mensch der Patient ist – und wie er war. „Ist es jemand, der es genießen wird, einfach seine Familie um sich zu haben, auch wenn er selbst schwerstpflegebedürftig sein wird? Oder ist es jemand, der verzweifeln wird an einem Leben, in dem er sich nicht mehr bewegen, keinen Sport mehr treiben kann? Diese Informationen sind für uns ganz wichtig“ so Groß. Das letzte Wort in diesen Fällen aber hat nicht er. Letztendlich kennen die Angehörigen den Patienten am besten.

Erst seit zweieinhalb Jahren gibt es die Station in Oldenburg als eine der ganz wenigen in Deutschland. Auch für die Mediziner war es zunächst ein Herantasten, wie sie mit der Frage nach Leben oder Sterben umgehen. Mittlerweile haben sie ein Schema entwickelt, anhand dessen sie vorgehen. „Das hilft auch uns Ärzten immens – es bietet uns eine Leitlinie, an die wir uns halten können und die uns bei unseren Entscheidungen ganz sachlich hilft.“ Etwa ein Viertel der Patienten, die Groß und sein Team kennenlernen, kommen nach dem Aufenthalt im EV in eine weiterführende Reha – sie haben eine Chance auf Besserung ihres Gesundheitszustandes. Ein Großteil allerdings bleibt, wenn er überlebt, schwerstpflegebedürftig. Doch längst nicht für alle ist das ein Grund, mit ihrem Schicksal zu hadern, hat der Chefarzt in den vergangenen Jahren erlebt. „Es ist unglaublich, was einige von ihnen leisten und bewegen.“ Lebensqualität, sagt er, habe auch für ihn selbst einen anderen Stellenwert bekommen. Er, der Marathonläufer und passionierte Skiläufer, hätte sich nie vorstellen



Detlev Lauhöfer, Richter und Leiter des Amtsgerichts Wildeshausen



können, ein Leben jenseits sportlicher Herausforderungen zu führen. „Wir lernen viel von unseren Patienten. Der Blickwinkel ändert sich, wenn man erlebt, wie viele Facetten das Wort ‚Lebensqualität‘ hat.“

Ein letztes Wort entscheidet über Freiheit oder Haft

Moment – wer hat denn hier jetzt eigentlich das letzte Wort? Heißt es nicht in Gerichtsserien immer: „Angeklagter, Sie haben das letzte Wort?“ „Stimmt“, schmunzelt Detlev Lauhöfer, Richter und Leiter des Amtsgerichts Wildeshausen und zudem Mitglied der Kreissynode. „Der Angeklagte hat sozusagen das vorerst letzte Wort. Das vor der Urteilsverkündung.“ Das allerletzte Wort aber hat der Richter. War das für Detlev Lauhöfer ein Grund für seine Berufswahl? „Auf keinen Fall“, wehrt er amüsiert ab. Er sei vielmehr über seine Abiturprüfung zum Jurastudium gekommen. „Das Urteil des Bundesverfassungsgerichts zur Wehrdienstverweigerung war in den 70er Jahren mein Abiturthema. Das fand ich so interessant, dass ich dann tatsächlich Jura studiert habe.“

Auch als Richter habe man allerdings keineswegs immer das letzte Wort, differenziert er. „Im Gegenteil – in Zivilprozessen ist das Gericht verpflichtet, immer wieder auf eine gütliche Einigung der Parteien hinzuwirken.“ Noch deutlicher sei dies bei Mediationsverfahren. „Da gibt der Richter nicht den Weg vor, sondern die Parteien sollen die Problemlösung selbst im Gespräch finden.“ Und auch beim Vergleich, schränkt Lauhöfer ein, habe der Richter nur das vorletzte Wort. „Das letzte Wort liegt da bei den gegnerischen Parteien – sie müssen dem Vergleich zustimmen.“

Im Strafprozess allerdings bleibt dem Richter grundsätzlich mit dem Urteil das letzte Wort. Ein letztes Wort, das über schuldig oder nicht schuldig entscheidet, über Freiheit oder Haft. Hat ein Richter dabei immer ein gutes Gefühl? „Wenn ich jemanden verurteile, bin ich mir auch ganz sicher, dass derjenige schuldig ist. Ansonsten gilt ganz klar: Im Zweifel für den Angeklagten“, macht Detlev Lauhöfer deutlich. „Beim Freispruch allerdings hat es schon mal den Fall gegeben, dass ich kein gutes Gefühl hatte – damals war ich sicher, dass der Angeklagte schuldig

war. Aber ich konnte es nicht lückenlos nachweisen. Das belastet. Dieses Unwohlsein ist bis heute geblieben, obwohl der Fall schon Jahre zurückliegt.“ Dass auch die Angeklagten ihr Urteil annehmen, zeigt eine „Umfrage zur Kundenzufriedenheit“, die das Amtsgericht vor einigen Jahren durchgeführt hat: Gerade im Strafrechtsbereich waren die „Kunden“ (ja, in dieser Umfrage wurden die Angeklagten tatsächlich so genannt) zu einem überwiegenden Teil zufrieden mit ihrem Strafprozess.

Nicht immer liegt die Schuld auf der Hand, ist ein Fall glasklar. In einer solchen Situation ziehen die Richter Kollegen hinzu, bitten um eine Einschätzung des Falls. Dieser intensive Kontakt untereinander sei ein wichtiges Element der Qualitätssicherung. „Es gehört zur richterlichen Ethik, sich bis zum letzten Punkt in Frage zu stellen, immer wieder neutral abzuwägen. Bei jedem Prozess stehen menschliche Schicksale im Raum. Dessen muss man sich bewusst sein.“ Ihm sei es immer wichtig, den Prozessbeteiligten zu vermitteln, warum er so und nicht anders entschieden habe, betont Detlev Lauhöfer. „Nur auf diese Weise erreiche ich eine möglichst hohe Akzeptanz des Urteils.“

„Schüler nicht persönlich infrage stellen“

Dem letzten Wort, so klingt es bei Isolde Weiland an, sind schon viele Worte vorausgegangen. Sie setzt auf Notizen während des Unterrichts und auf regelmäßige Gespräche mit den Schülern. Wenn sie mit ihrer Note schon das letzte Wort über ihre Schülerinnen und Schüler habe, sollten sie wissen, woraus dies resultiere, sagt die Lehrerin am Gymnasium Eversten in Oldenburg (GEO). „Anhand meiner Notizen kann ich gut nachvollziehbar machen, wie eine Note zustande gekommen ist. Und daran, wie ich mit einem Schüler spreche, wie ich ihn begleite, mache ich deutlich, dass ich ihn – unabhängig von seinen Leistungen – nicht als Menschen ablehne.“ Bei einer Rückmeldung gehe es ihr nicht nur darum, ihren Schülerinnen und Schülern zu sagen, wo sie stehen, sondern ihnen auch zu signalisieren, woran sie arbeiten können und müssen. Es sei wichtig, zwischen den schulischen Leistungen und dem Menschen trennen zu können, weiß die



Isolde Weiland, Lehrerin am Gymnasium Eversten in Oldenburg



Pastorin Aliet Jürgens



Englisch- und Religionslehrerin aus ihrer langjährigen Erfahrung. „Das ist nicht immer einfach – aber die Schüler müssen wissen, wie eine Note zustande kommt. Diese Transparenz hilft, sich nicht persönlich infrage gestellt zu fühlen“, betont sie.

Bis zu 200 Schülerinnen und Schüler betreut ein Lehrer/eine Lehrerin in jedem Schuljahr am GEO. Jeden Einzelnen im Blick zu haben, ist da schon eine Herausforderung. „Das macht diesen schönen Beruf auch anstrengend, insbesondere wenn man mit großen Lerngruppen arbeitet“, erzählt Isolde Weiland. Gerade deshalb sei es wichtig, nicht nur mit der gesamten Lerngruppe Inhalte zu erarbeiten, sondern die Schüler in Gruppen auch eigenverantwortlich arbeiten zu lassen und zu sehen, wie sie sich in solchen Lernsituationen verhalten. „Das hat heute nichts mehr mit der Gruppenarbeit von früher zu tun, als einer alles gemacht hat und die anderen einen gemütlichen Vormittag hatten“, lacht die Pädagogin. „Heute bekommt jeder in seiner Gruppe eine konkrete Aufgabe und kann sich nicht einfach herausziehen.“

„Im Zweifel für den Angeklagten“, das gilt nicht nur vor Gericht, sondern manchmal auch in der Schule. Etwa wenn die Versetzung gefährdet ist. „Oft liegt es in diesen Fällen auf der Hand, dass ein Schüler oder eine Schülerin im nächsten Schuljahr aufgrund der Wissenslücken nicht erfolgreich mitarbeiten kann. Anders ist das, wenn er oder sie wirklich nur in zwei Fächern wirklich schlecht ist. Da das letzte Wort zu haben und dem Kind eine Fünf zu geben – damit tut man sich nicht leicht“, sagt Isolde Weiland. „Manchmal aber kann eine Entscheidung für einen Schüler auch bedeuten, dass

man ihn nicht versetzt – weil man sieht, dass er dem ständigen Druck nicht länger gewachsen ist.“

Und was, wenn Eltern das letzte Wort eines Lehrers nicht akzeptieren? „Für Eltern ist Transparenz bei der Notengebung ebenfalls sehr wichtig. Ein klärendes Gespräch kann auch in diesem Zusammenhang sehr hilfreich sein.“

„Manchmal macht der Tod sprachlos“

Das letzte Wort über einen Verstorbenen haben? Über jemanden, der keinen Einspruch erheben, keinen Einfluss mehr nehmen kann? „Es steht mir nicht zu, über das Leben eines oder einer Verstorbenen zu urteilen“, sagt Pastorin Aliet Jürgens. „Gott wird dieses Leben ins rechte Licht rücken.“ Die letzten Worte allerdings auf der Trauerfeier und am Grab zu sprechen, das ist bei einer kirchlichen Bestattung Aufgabe der Theologinnen und Theologen. Und auch das ist nicht immer einfach, weiß Aliet Jürgens. „Im Trauergespräch mit den Angehörigen versuche ich herauszufinden, was für ein Mensch es war, über den ich da erzähle. Längst nicht jeden aus meiner Gemeinde kenne ich persönlich – immerhin hat jeder der beiden Pfarrbezirke in Ofenerdiek rund 3.700 Mitglieder.“ Oft gelinge es, die Biografie mit einem Bibelspruch – etwa dem Tauf- oder Konfirmationspruch der Verstorbenen – zu verbinden.

Es seien ganz unterschiedliche Gespräche, die sie da erwarteten, erzählt die Pastorin. „Schwierig wird es für mich, wenn ich das Gefühl habe, die Angehörigen wissen eigentlich gar nicht recht, was für ein Mensch der oder die Verstorbene war, wofür er sich interessiert, was ihn

beschäftigt hat.“ Oder wenn die Trauerfeier „nicht mehr ist als eine Amtshandlung, weil man ja schließlich jahrelang Kirchensteuer bezahlt hat“. Und auch jene Gespräche, in denen der Tod die Hinterbliebenen sprachlos, fassungslos mache, seien eine Herausforderung. „Da ist es mir wichtig, Worte zu finden für das, was die Angehörigen in dem Moment nicht ausdrücken können.“ In solchen Situationen versuche sie die Gratwanderung, die Trauer ernst zu nehmen und gleichzeitig eine Perspektive und Trost zu schenken. „Und es ist erstaunlich, wie viel Trost wir manchmal mit einer solchen Ansprache spenden können.“ Immer wieder erfahren die Pastorinnen und Pastoren von ungenutzten Chancen, von Leben, die im Rückblick vielleicht anders verlaufen wären, wenn man die Weichen anders gestellt hätte. „Dieses ‚Hätte ich doch ...‘ ist tragisch. Solche Gespräche haben mich gelehrt, mein eigenes Leben sehr viel bewusster zu leben.“

Der überwiegende Teil der Kirchenmitglieder bittet den Pfarrer oder die Pfarrerin der Gemeinde, die Trauerfeier zu übernehmen. Nur wenige greifen stattdessen auf Trauerrednerinnen und -redner zurück. „Aber es ist auch bei den Älteren nicht mehr selbstverständlich, dass sie in der Kirche waren“, ist die Erfahrung von Aliet Jürgens. Für sie ist nicht nur der Trauergottesdienst wichtig, sondern auch der abschließende Segen am Grab. „Dieses letzte Wort ist eines für die Trauernden – sie sollen nach vorn schauen und Zuversicht haben“, betont sie. Eines aber steht für sie als Christin auf jeden Fall fest: „Der Tod hat nicht das letzte Wort.“

Anke Brockmeyer



Eine Umfrage unter Jugendlichen

Vertrauen in die Zukunft

„Worauf setzt du dein Vertrauen in die Zukunft?“, das hat Diakon Thorsten Haspelmath Jugendliche im Kirchenkreis Oldenburg gefragt.



Ich setze mein Vertrauen in die Zukunft auf eine demokratische und friedensorientierte Politik unserer Politiker.
Bela, 17 Jahre



Ich setze mein Vertrauen in die Zukunft auf meine Familie und Freunde, da sie immer hinter mir stehen, egal, welche Entscheidungen ich treffe.
Lieske, 15 Jahre



Ich setze mein Vertrauen in die Zukunft auf meine Familie, da sie immer an meiner Seite ist und mich unterstützt. Außerdem setze ich mein Vertrauen auf meine Freunde, da sie immer hinter mir stehen und ich mich auf sie verlassen kann. Weiterhin setze ich mein Vertrauen in die Arbeit mit der Evangelischen Jugend, mit der ich im Juni eine Konfirmandengruppe auf das Konficamp in Wittenberg begleite. Ich hoffe, dass wir uns im Team gegenseitig unterstützen und ganz viel Spaß haben.
Christiane, 16 Jahre



Ich setze mein Vertrauen in die Zukunft auf meine Freunde, weil ich glaube, dass wir eine sehr coole Gruppe sind, die sich gegenseitig unterstützt und ehrlich zueinander ist.
Lina, 17 Jahre



Das ist voll schwer. Ich setze mein Vertrauen in die Menschen, die mir nahe sind.
Elias, 17 Jahre



Ich setze mein Vertrauen in die Zukunft auf die mir von meinen Eltern und Freunden vermittelten Werte und Wertmaßstäbe. Hinzu kommen meine bisherige Lebenserfahrung sowie mein gesunder Menschenverstand.
Malte, 18 Jahre



Ich setze mein Vertrauen in die Zukunft auf meine Freunde, meine Schulbildung und auf die Menschheit und auf die Hoffnung, dass die Menschen lernen, sich gegenseitig zu akzeptieren.
Franziska, 16 Jahre



Ich vertraue meiner Familie, Freunden und Gott und auch der Politik in Deutschland.
Matteo, 14 Jahre



Ich setze mein Vertrauen in die Zukunft in meinen Freundeskreis, weil ich weiß, dass meine Freunde immer für mich da sind und wir uns in unseren Stärken und Schwächen ergänzen.
Hannah, 16 Jahre



Ich setze mein Vertrauen in die Zukunft auf unsere freiheitlich demokratische Grundordnung, auf vernünftige Menschen und irgendwie auch auf Gott.
Silas, 16 Jahre



Ich setze mein Vertrauen natürlich immer in erster Linie auf meine Familie, weil ich weiß, dass ich ihr immer vertrauen kann. Aber ich vertraue auch dem Frieden in Deutschland und dass die Politik ihn halten wird.
Leonie, 15 Jahre



Ich vertraue darauf, dass Gott das Gute in den Menschen wiederfindet.
Tjark, 17 Jahre

WO zwei oder drei

Bei der Diakonie verbringen viele ihren Lebensabend in Gemeinschaft.

Rufen Sie uns an:
0441-2100111



Diakonie 
Da sind Sie Zuhause.

Die evangelischen Altenheime
und Seniorenzentren

www.oldenburger-senioren.de

Satt ist gut. Saatgut ist besser.

Wer sich selbst ernähren kann,
führt ein Leben in Würde.
brot-fuer-die-welt.de/saatgut
IBAN DE10 1006 1006 0500 5005 00

Mitglied der **actalliance**



Würde für den Menschen.